



Erste Auflage September 2022

500 Exemplare

ISBN: 978-3-9524760-5-5

Skyfood Verlag

Quartnerstrasse 7

8882 Unterterzen, Schweiz

[www.skyfood.ch](http://www.skyfood.ch)

DANIEL AMBÜHL

# BLAUE FRÜCHTE

Erzählungen





*Süßwasserdünen*

*Nadelkissen*

*Wanderknospen*

*Tee*

*Mondmurmelschleier*

*Jasmintränen*

*Streichelbeulen*

*Schnee*

*Bleispiegelglocken*

*Weihrauchzungen*

*Sonnenfessel*

*Spiel*

*Felsbutterzauber*

*Nächte pflücken*

*Blauefrüchte*

*Viel*

# KABABILA

## 1

Eines Tages erscheint der Schuldirektor von Kijela, Monsieur François Pululu Lenga, in dem kleinen afrikanischen Dorf Kilueka und wünscht mit dem Direktor der landwirtschaftlichen Genossenschaft Songa Nzila zu reden, dem weitherum bekannten und respektierten Augustin Konda ku Mbuta. Pululu Lenga, ein unersetzter Mann mit rundem Gesicht, vollen Wangen, in ein strahlend sauberes, hellblaues Hemd gekleidet, das etwas über dem Bauch spannte, war zu Fuss in der aufsteigenden Hitze des Tages auf der staubigen Piste der Route National 16 anmarschiert. Eine Stunde war er raschen Schrittes unterwegs; flankiert von übermannshohen, grünen Wänden von Elefantengräsern zu beiden Seiten der Strasse, vorbei an Safubäumen, den Mpukumpukus, Mangos, Lehmhütten mit Feuerstellen, dann über das Wrack der Brücke von Lhasa mit dem gefährlichen Loch in der Betonfahrbahn, das notdürftig mit einer Eisenplatte bedeckt ist. Es ist neun Uhr, als er in Kilueka ankommt.

Inmitten von Lehmziegelhütten, Lagerbaracken und Blechdachbuden, befindet sich auf dem Gelände der Genossenschaft ein sauber gewischer Platz aus gestampfter, sandiger Erde mit einem Terminaliabaum, der wie ein Schirm seine dicht beblätterten Äste ausbreitet. In seinem Schatten stehen zwei verblasste Plastikstühle für Besucher bereit. Augustin Konda selber sitzt gerade an seinem roh gezimmerten Holztisch in der fensterlosen Miellerie, zwischen zwei 2000-Liter Plastikfässern, in denen Honig lagert. Das ist Kondas Büro. Licht erhält er durch die eiserne Eingangstüre, die stets ein bisschen offen steht, wenn der Chef da ist. Nebst einem Laptop und einem mit allerlei Papieren, Büchern und Dokumenten vollgestopften Gitterkasten, besteht das finstere Lager vor allem aus einem langen Tablar, auf dem über hundert Schlüssel für die Vorhängeschlösser aller Räume, Kästen und Schränke sorgfältig aufbewahrt sind; jeder davon sauberlich angeschrieben mit einer Plastiketikette.

In Afrika reisen Informationen stets schneller als die Reisenden und wie durch ein parapsychologisches Wunder der Kommunikation, weiss man lange im Voraus, wer wo ankommen wird. Eine Brotverkäuferin, die mit einem Motorradchauffeur unterwegs war, hatte in Kilueka mit einem Zuruf angekündigt, dass der Schuldirektor in Kijela aufgebrochen sei. Er werde bald hier ankommen. Noch bevor Monsieur Pululu an der Türe des Honiglagerbüros anklopfen kann, kommt ihm Konda also bereits entgegen: "Ah mein Freund François!", begrüsst er seinen Gast und weist ihm einen Stuhl. Die beiden setzen sich wortlos.

Wie es Sitte und Höflichkeit ist bei den Bantus, schauen sich die beiden Freunde nicht direkt und nicht frontal an, sondern blicken etwas seitwärts zu Boden; ein Gebot von Respekt und Anstand zwischen Menschen. Der Schuldirektor nimmt das Gespräch auf:

"Baba Konda, Spross und Freund der Schule von Kijela. Ich werde nicht lange um den Brei herum reden. Wir möchten ein Theater aufführen in Kijela."

"Ein ...", wiederholt Konda langsam, "... Theater."

"Ja, zum Jahresabschluss der Klassen. Nach der Notenverteilung."

"Ein Theater", wiederholt Konda erneut, sinnierend, als ob er auf der Zunge prüfen will, nach was dieses Wort und diese Buchstaben schmecken: "Theater? Bist Du sicher, mein Freund?"

"Ganz sicher. Der Sohn eines Cousins von mir, der in Kanada lebt, hat mir erzählt, wie man es zur Feier des Endes eines Schuljahres dort macht. Mit einem Theater, das allen Freude bereitet."

"So-so", kommentiert Konda.

"Ausserdem", fährt Pululu fort, "kann man damit von den Eltern der Schulkinder viel Geld einsammeln und wir könnten endlich das Blechdach über dem Nzo ba Mfumu reparieren. Du weisst, wie nötig das ist."

Tatsächlich befand sich die Schulanlage von Kijela in einem erbärmlichen Zustand. Seit vor bald hundert Jahren belgische Missionare dieses Ferien- und Erholungsresort für Priester, Studierende und Theologen mitten in der Savanne bauen liessen, wurde es nie repariert. Es kann sich auch nie-

mand erinnern, dass es jemals vom christlichen Klerus benutzt als "Centre de Repos" benutzt worden wäre. Der Andrang von erholungssuchenden Vatikanjüngern, die hier in der Abgeschiedenheit der Savanne des Bas-Kongo Ferien machen wollten, war ausgeblieben. Die einzigen spirituellen Verzückungen, die es hier gab für die Gläubigen, waren ein paar Mangobäume, jede Menge Heiden in den umgebenden Dörfern und eine Kirche mit der wurmstichigen Figur eines weissen Heiland und der verwitterten Statue einer weissen Muttergottes mit einem staubigen, weissen Jesuskind. Die Glocke fiel vor Jahrzehnten aus dem Turm und wurde geklaut. Eine alte Autofelge dient seither als Schulgong. Schon vor dem zweiten Weltkrieg wurden die aus leuchtend roten Backsteinen gebauten mutmasslichen Ferienklause, die Kirche, Oekonomiegebäude, Toilettenhaus und das Gasthaus für hohe Ränge des Christlichen Missionsorganigramms, eben das Nzo ba Mfumu, als Schule genutzt.

"In einigen Klassenzimmern tropft es von der Decke auf unsere bedauernden Schulkind, die ohne Bänke auf dem nackten Boden hocken", klagt der Schuldirektor, „Du kennst das doch, mein Freund."

Konda nickt sorgenvoll. Er atmet tief ein und geräuschvoll aus: "Und du glaubst, man könne dem Zerfall unserer Schule Einhalt gebieten? Mit einem Theater?"

"Mir fällt sonst nichts ein. Weder der Curée der Diözese von Lemfu, dem diese Ruinen gehören, will anders als mit eifrigen Gebeten helfen, seine Immobilien in Stand zu halten, noch der Abbey von St. Henry, noch die heiligen Soeurs der Congregation Notre Dame de Naumur. Von unserem abwesenden Staat, der die Volksschule unter Mobutu fast vollständig abgeschafft hat, wollen wir schon gar nicht reden. Wir müssen selber etwas tun."

Konda erwidert darauf: "Cher ami. Was soll denn da für ein Stück gegeben werden? Und wer kennt sich aus mit sowas wie einer Theateraufführung?"

Nun schaut François Pululu Lenga selbstsicher auf, als ob er nur auf diese Frage gewartet hätte, setzt sich zu vorderst auf den Rand seines Stuhles, damit er etwas näher bei seinem Gastgeber ist. Konda hebt seinen Blick,

zieht seine Augenbrauen hoch, legt den Kopf schräg und schaut aus den Augenwinkeln erwartungsvoll zum Schuldirektor.

"Deshalb bin ich doch zu Dir gekommen", beginnt Pululu leise, "weil ich glaube dass Du uns helfen kannst dabei. Du bist der Einzige von uns vielen Tausenden in dieser Gegend, der schon weit gereist ist, draussen in der grossen Welt war, die wir nur von unserem schäbigen Schulglobus kennen, der im Lehrerzimmer vergammelt. Du, Konda, bist der Homme des lettres, der bekannte Biologe, Botaniker, Wunderkind der Savanne, Innovator. Du bist der einzige Spross unserer Schulruine von Kijela, der weltberühmt ist, viele Bücher geschrieben hat und jetzt aus Dankbarkeit seinen Compatriots hilft, ihr Leben besser zu meistern, anstatt zuzusehen, wie wir ohne Hoffnung in Hunger und Elend darben. Wer ausser Dir kann uns fachkundig beraten bei diesem Theater? Wer, ausser der grosse Konda ku Mbuta?"

Nun ist es draussen. Das Ei gelegt. Entspannt lehnt sich Pululu zurück. Man konnte sehen, dass das Gewicht der vorgetragenen Bitte auf Kondas schmalen Schultern lastete wie ein Sack Zement. Was soll er dazu sagen? Was hat er mit Theater zu tun? Nichts. Man beschäftigt sich ja bisher vor allem mit der Bekämpfung von Hunger und Krankheit, dem Mangel an allem, was Übel beseitigen kann: sauberem Wasser, richtiger Ernährung, Hygiene, Heilkunde. Dazwischen muss man Beerdigungen von Verwandten organisieren. Wer hat da Zeit und Lust ein Theater aufzuführen?

Der drahtig gebaute Konda mit den klaren, ausdrucksvollen, stolz geschnittenen Gesichtszügen und den offenen und wachen Augen, war ein grossartiger Diplomat. Er genoss den Status eines Königs hier. Er konnte also dem Schuldirektor seine Bitte nicht ausschlagen. Als lebenskluger Mann wusste er, dass Wünsche oft Energien mitführen, um sie zu realisieren. Ihm war klar, dass der Direktor einer Schule mit 700 mangelernährten Kindern, zwanzig schlechtbezahlten Lehrerinnen und Lehrern, die weder Schulhefte noch Schreibstifte noch Bänke noch Wandtafeln besaßen – dass der Chef einer solchen Elendschule nicht aus Langeweile von einer Theateraufführung redet. Da musste mehr dahinter sein.

In diesem Moment tritt Jolie, die Haushälterin, hinzu und legt zwischen

den Stühle der beiden Herren eine Schale mit Mangusteens auf den Boden. Konda bietet dem Schuldirektor die kugelrunden Früchte an. Eine ganze Weile drücken sie schweigsam mit den Fingern die weinroten Schalen ein und geniessen die süssen, weissen Schnitze des Fruchtfleisches.

## 2

Die Suche nach einem geeigneten Schauspiel für Kijelas Schulabschlussfest gestaltet sich heikel und verwirlich. Die Frage frass und nagte wie eine fette Raupe an den Nerven der Lehrerschaft und Schulleitung. Man wusste nicht recht, wonach man eigentlich suchte. Keiner brachte für das bevorstehende Evènement Erfahrungen mit. Es gab weder Vorlagen, die man kopieren konnte, noch jemanden der in diese Richtung voraus gegangen war, ausser – wenn man es symbolisch betrachtet – Augustin Konda, der mit seinem vollen Namen Konda ku Mbuta hiess, was bedeutet: Derjenige, der keinen Vorgänger hat; der den Weg im Neuland bahnt. Hatte Pululu ihn deshalb aufgesucht?

Konda sichert Pululu zu ihm zu helfen, seinen Traum zu realisieren. Wenn er aber einen Wunsch äussern dürfe, fügt Konda hinzu, würde er es sehr begrüssen, wenn es in dem Theaterstück irgendwie um Mbinzo ginge. Das war eine klare Ansage.

Mbinzo ist der Name für pralle, fingerdicke Raupen von Schmetterlingen, die im Kongo, aber auch fast überall in Subsaharaafrika, als höchst geschätzte Delikatessen wild gesammelt und gegessen werden. Speiseraupen, wie man Mbinzo wohl am besten übersetzt, sind noch heute eine wichtige traditionelle Säule der Ernährung der ruralen afrikanischen Bevölkerung. Weltweit einmalig und erstmalig befasste sich Augustin Konda und sein Team in einem aktuellen Entwicklungshilfe-Projekt gerade mit der Frage, ob es unter den über dreissig Arten von Schmetterlingen, deren Raupen man isst, auch solche gibt, die man domestizieren, also in eine landwirtschaftliche Zucht überführen könnte, um die Ernährungssicher-

heit der Menschen zu erhöhen und um den Druck auf die letzten freilebenden Populationen der Tiere in den schwindenden Waldflächen zu reduzieren.

In Kilueka war ein kleines Labor eingerichtet worden, in welchem Lebenszyklen der Insekten studiert und Zuchtversuche unternommen wurden. Eine Stunde Fussweg entfernt, draussen in der Savanne von Kinsumbu, hatte Konda sogar eine stattliche Farm gebaut, in welcher der vor einigen Jahren aus Thailand eingeführte und ursprünglich im indischen Brahmaputratral heimische Seidenspinner *Samia ricini* zu Zehntausenden auf Maniokblättern gezüchtet wird. Diese als Modellinsekt gedachte Raupe ist auf Anhieb höchst beliebt geworden in der Bevölkerung und der Volksmund hat die weisse Nguka, was Raupe bedeutet auf Kikongo, rasch beehrt mit einem lokalen Namen: N'sani gata. Aufsehenerregende, neue Entwicklungen mit ungeahntem Potential für Afrika bahnen sich im vergessenen Hinterland an. Vielleicht, dachte Konda, könnte man mit einem Theaterstück über Mbinzo etwas zu dem Pionierprojekt beisteuern, in welchem vorgesehen war auch mit Musik und Unterhaltung das innovative Thema der Raupenzucht populär zu machen. Wie alle Dorfbewohner in der näheren und weiteren Umgebung, kannte auch Schuldirektor Pululu das Projekt Mbinzo. Einige Villageois hatten schon selber versucht, Raupen zu züchten, um ihre Familien zu ernähren. Ausserdem sind Speiseraupen wichtige Güter der Esskultur mit den aus der Seele und Identität der Ethnien Afrikas.

Pululu verspricht, seinem Lehrerteam die Bitte Kondas zu überbringen. Er ist sehr erleichtert den Chef der Genossenschaft Songa Nzila auf seiner Seite zu wissen, der sicher mit Hilfe seiner Freunde Substanzielles zum Gelingen des Kulturereignisses beitragen würde. Er selber, Pululu, hat als Schuldirektor nur zwei Ressourcen, die er zur Vorfinanzierung seines Theaterprojektes investieren kann: Einen riesigen, alten Safoutier und die Fledermauskolonie unter dem Dach des Nzo ba Mfumu, dem zerfallenden und immer leer stehenden Gästehaus für die Chefs und Würdeträger der katholischen Kirche.

Wenn es einen Urbaum der Volksgruppen des Bas-Kongo gibt, also des Gebietes unterhalb der unschiffbaren Stromschnellen des Kongoflusses, die in Kinshasa, dem früheren Leopoldville beginnen, bis zur Mündung des wasserreichsten und zweitlängsten Flusses Afrikas im Atlantik, dann ist es der Safubaum. In vielen Dörfern sind die breit ausgreifenden und hohen Bäume mit Stämmen bis über zwei Meter Durchmesser und Alter weit über hundert Jahren die Versammlungsplätze für Palaver und die Wahrzeichen der Dörfer. Die Bäume haben Namen, die meist auf Vorfahren hinweisen, die diese Riesen gepflanzt und damit ihre Nachfahren beschenkt haben. Das Baumwahrzeichen von Kilueka zum Beispiel ist bis heute der gewaltige Lufualundombo.

Jährlich in der kleinen Trockenzeit zwischen Dezember und Februar, sind Safoutiers behangen mit der schweren Last von tausenden von länglichen Früchten, die in Büscheln an Stielen aussen an den Ästen baumeln. Die Farbe der tönchenartigen, bis fünfzehn Zentimeter langen und bis vier Zentimeter dicken Safus beginnt zuerst mit einem gelbgrünlich blassen Ton, wechselt dann zu rosa und ist am Schluss bei der Ernte bläulichviolett. Das ist das Zeichen, dass sie reif sind. Es sind Früchte von einer ganz und gar besonderen Art, die kaum mit Anderem zu vergleichen sind. Im Innern befindet sich ein voluminöser, langgezogener Kern, der umgeben ist von einer maximal ein Zentimeter dicken Fruchtschicht. Safus werden kurz in Salzwasser blanchiert und dann grilliert. Dadurch wird das Fruchtfleisch cremig weich wie bei einer überreife Avocado, mit der auch die Farbe und Konsistenz am ehesten zu vergleichen ist. Das Aroma der Safus ist intensiv, ohne jede Süsse, mit einer angenehm-würzigen Note von ätherischem Nadelholzharz. Am ehesten vergleicht man sie wohl mit einem, wie Schokolade fein gewalzten, mit Olivenöl gemischten Mus von leicht geräucherten, gelben Linsen. Eine Köstlichkeit, die man nie vergisst, wenn man einmal das Glück hatte, sie frisch zubereitet geniessen zu dürfen. Völlig unerklärlich ist die Tatsache, dass man Safus in Europa nirgends

anbietet in den Comestiblesgeschäften, die ihren noblen Kunden sonst keine noch so exotische Delikatesse vorenthalten. Gut möglich dass hierbei die alte Weisheit gilt, dass nur die Dummen diejenigen Dinge, die sie selber am meisten mögen, exportieren. Man darf sich und seinen Liebsten doch das Beste gönnen und muss nicht jedem davon erzählen. Sonst weckt es nur Begehlichkeiten.

Safus sind im Bas-Kongo so hoch im Wert, dass viele Familien allein von ihrem Verkauf leben können. Das Kilo zu drei Dollar. Vier Paniers von zehn Kilogramm Gewicht sind in Kijela im Nu von dem schuleigenen Safubaum gepflückt. Ein Korb davon wird Konda überbracht, die anderen drei sind im Nu an Händler verkauft, die mit ihren rauchenden Diesellastwagen auf dem Land Früchte zusammenkaufen, um sie mit Gewinn im zweihundert Kilometer entfernten Millionmoloch Kinshasa abzusetzen, falls das röchelnde Gefährt auf der halsbrecherischen Fahrt dorthin nicht im Schlamm einsinkt oder mit Achsbruch umgekippt neben dem Trassee im Gesträuch landet und alle Räder von sich streckt.

#### 4

Ein Spezialfall ist der Nutzen der Fledermauskolonie von Kijela. Die faustgrossen, Insekten jagenden Lumpukini, wie sie in Kikongo heissen, leben in einer Kolonie von vielen hundert Tieren im Dachstock des Nzo ba Mfumu zwischen dem gepflasterten Estrichboden und den mit löchrig durchgerosteten Wellblechen bedeckten Holzträgern des Giebeldaches. In beiden Seitenwänden des Giebeldaches befindet sich ein kleines Fenster, durch das die Chauves-souris in der Nacht in ihr Quartier ein- und ausfliegen. Tagsüber hängen die Minibats ungestört in Trauben an den Querbalken des Dachstocks, kopfüber und eingerollt in den Schlafsackmantel, den sie mit ihren gummiledrigen, schwarzen Flügeln um den Körper wickeln. Ein uralter Mangobaum, der in der Nähe steht, wirft gnädigerweise etwas Schatten, sonst wären die Flattertiere in der sengenden Bruthitze unter dem glühenden

den Blechdach längst gar gekocht. Die Kolonie existiert seit der Zeit, als Augustin Konda hier zur Schule ging: Das war vor fünfzig Jahren.

Das Begehrte an den Fledermäusen ist ihr puderiger Kot, den sie hinterlassen. Ein Guano, der zu den besten natürlichen Düngern zählt, die man sich vorstellen kann; reich an Stickstoff, Kalium, Spurenelementen vor allem aber an seltenem Phosphor, das im Kot von insektenfressenden Fledermäusen in besonders hoher Konzentration vorhanden ist. Der trockene Fledermauskot, der sich in einer Schicht von bis zu zwanzig Zentimetern auf dem Dachboden sammelt, ist eine bewegte, gleichsam wellig fließende Masse. Das kommt daher, dass sie Habitat ist für abertausende von Larven von Rosenkäfern, Schwarzkäfern, aber auch gelegentlich Besuch erhält von Schlangen, Spitzmäusen und anderen Viechern, die sich für das lebendige Gekrosel im Guano und für die Kadaver von verendeten Fledermäusen interessieren. Der beissend scharfe, säuerliche Geruch dieser Lumpukini-Toilette, deren Staub in der Nase brennt wie Chilipulver, darf man sich möglichst grell ausmalen.

Nach dem Gesagten ist klar, dass die Ernte von Guano der Lumpukini nicht zu den beneidenswerten Verrichtungen zählt. Aber wenn etwas Geld einbringt, hält man sich eben die Nase zu und schaut nicht genau hin, was man zusammen schaufelt. Die Erntemannschaft besteht aus einem jüngeren Lehrer mit fünf Knaben der sechsten Klasse. Das Team rückt an mit einer vier Meter langen, massiven Holzleiter. Als Zugang zum Dachstock wählt man immer dasjenige Ende des Gebäudes, wo eine windschiefe Baracke angebaut ist, die als Lehrerzimmer genutzt wird. Zuerst also steigen die Jungs über die Leiter auf das Blechdach dieses Lehrerzimmers und von da kraxeln sie das schräge Blechdach hoch, um das Fenster zu erreichen, das ins Quartier der Fledermause führt. Der Lehrer wartet derweil unten, denn die altersschwachen Wellbleche würden sein Gewicht wohl kaum aushalten. Zwei drei Besen aus Büscheln von Zweigen, eine Schaufel und ein paar weisse Mehlsäcke werden den Guanoerntern von unten zugeworfen. Einer nach dem anderen verschwinden die flinken Burschen durchs Fenster in der Dunkelheit des Dachstocks und befinden sich damit in der Wohngemeinschaft von vielleicht tausend Fledermäusen, die beim Schlaf

gestört werden. Zweifellos sind die Flattertiere aufgewacht, bleiben aber dennoch an ihren Schlafbalken hängen und lassen sich nicht zum Fliegen aufscheuchen. Während drei Jungs den Kot zusammenwischen, füllen die anderen zwei damit Säcke halbvoll und werfen diese durch das Fenster nach draussen auf das Blechdach des Lehrerzimmers. Darauf rutschen die Säcke hinunter zu dem Lehrer, der damit einen grössern Sack prall füllt. Man spricht nicht viel, denn es ist besser im Staub der Fledermaustoilette den Mund zu halten. Nach einer halben Stunde ist die Ernte erledigt. Die Jungs aus dem Stollen sind staubbedeckt mit Guano wieder heil unten angekommen und drei schwere Säcke gefüllt. Etwa zwei Mal pro Jahr kann man auf solche Weise getrocknete Batman-Scheisse in Geld verwandeln.

Händler bezahlten für das begehrte Produkt bis zu 1000 Francs Congolaise pro Kilogramm, das sind 25\$ für einen mit Guano gefüllten Mehlsack von fünfzig Kilogramm. Die drei Säcke, die man geerntet hat, werden an Konda übergeben, der Guano benötigt für die Düngung des Wassers der Tilapienteiche und für den Anbau von Artemisia, Tomaten und anderen Köstlichkeiten des Gartens. Als Gegengeschäft verspricht er, den Stromgenerator, das Benzin dafür, ein grosse Zahl Stühle, Scheinwerfer, Stirnlampen, eine Musikanlage, sowie ein Megaphon, Mikrophon und zwei Dutzend Gebinde mit Sucrés, das sind Limonaden, für den Festanlass zur Verfügung zu stellen. Damit waren die grössten finanziellen Hürden überwunden. Noch immer völlig offen blieb jedoch die Frage, was man spielen will.

## 5

Im Organisationskomitee der Lehrerschaft breitet sich reges Palaver aus. Viele Lehrkräfte, die als Vorsänger und Hilfspriester bei Messen in der Kirche ministrieren, wollen eine christlich-religiöse Komponente in dem Theaterstück unterbringen. Auch die Chorleiterin ist bereit, ihre Sängerinnen und Sänger mit neuem Liedgut bestückt in die Theatervorstellung zu schicken. Man spricht und träumt provisorisch von einer Art Krippenspiel - mit Rau-

pen statt Eseln - in Bethlehem, von einer Savannenversion von Jesus Christ Superstar, oder von einer afrikanische Arche Noah Story mit Mbinzos, Oratorien, und/oder Gospelgesängen.

Auf der anderen Seite formiert sich eine Gruppe, die eher einer traditionell afrikanischen Story zuneigt, ohne religiösen Kontext. Vielleicht mit Koko Vaya, dem lokalen Musikmatador aus Nzuma, der mit seiner Kalimba- und Trommeltruppe an fast allen Deuils spielt, den Beerdigungsparties, an denen es nie mangelt. Seine Lieder kennt jedes Kind. Das ist aber keine Kirchenmusik.

Es blieb nicht aus, dass bald Abbé Richard, der Curée der Diözese von Lemfu, also der oberste Herr und Besitzer der Schulgebäude, von den lebhaften Diskussionen um das Theaterstück erfuhr und vorsichtshalber verlauten liess, dass die heilige Kirche eine würdige Darbietung erwarte und gerne - gegen Bezahlung, versteht sich - eine Delegation zur Stärkung des Anlasses entsenden könnte.

Eine entscheidende Wendung nimmt die Auseinandersetzung um den Inhalt des Theaterstücks erst, als die nichtreligiöse Gruppe an einer abendlichen Organisationskomiteesitzung von einer überraschenden Entdeckung erfährt. Es ist ganz still im Lehrerzimmer, als die junge Lehrerin Claire Ntamupo, die in Kipassa wohnt, berichtet von einem Lehrerkollegen in Mbanza Ngungu, der sich ein wenig mit afrikanischer Literatur auskennt, und dass sie von ihm zwei kleine Hefte erhalten habe mit handschriftlich kopierten Texten, die man für ein Schauspiel adaptieren könne. Die beiden abgegriffenen und schon fleckigen und zerfledderten Kladden werden andächtig herübergereicht. Das eine Heft enthält eine kurze Schöpfungsgeschichte der Bantus, der Bewohner des Bas-Kongo. Mit Sicherheit ist es keine Niederschrift alter mündlicher Überlieferungen, sondern eine moderne Erzählung. Und das zweite Heft enthält eine ebenfalls zeitgenössische Parabel über eine Kaba-Raupe, die sich weigert, sich zu verpuppen und ein Schmetterling zu werden. In beiden Fällen sind die Autoren namentlich nicht bekannt. Wohl zu deren eigenem Schutz. Denn unschwer

war zu erkennen, dass der Schriftsteller der Parabel ein mehr oder weniger kunstvoll verklausuliertes Pamphlet über den früheren Diktator der Demokratische Republik Kongo, Joseph Kabila, verfasst hatte, während die afrikanische Schöpfungsgeschichte eine Art Parodie auf die Genesis der Bibel darstellt, beides also Texte sind, die wohl so nicht in der vatikanischen Bibliothek Aufnahme gefunden hätten. Aber sie erfüllten auf überzeugende Weise die Bedingungen von Konda ku Mbuta, weil es in ihnen um Mbinzo geht.

Jetzt hob die leidenschaftliche Diskussion erst richtig an. Pululu und Konda zogen sich daraus zurück. Man vertraue darauf, versicherten sie, dass die Lehrerschaft eine weise und respektvolle Lösung finde, die auch lustig, unterhaltsam, ja sogar ein wenig frech sein dürfe, aber nicht verletzend wie Konda betont. Es sei eine breite Beteiligung aller Schulklassen an dem Stück anzustreben, fügt Pululu hinzu, wenn auch klar sei, dass nicht alle 700 Schulkinder auf der Bühne Platz finden könnten, vor allem auch deshalb nicht, weil es eine solche Bühne gar nicht gab. In den folgenden Tagen und Wochen sah man Pululu unruhig in seinem Büro auf und ab gehen und seine sorgenvollen Stirnrunzeln sprachen: "Weshalb habe ich mir dies alles bloss angetan?"

## 6

Am Vortag des denkwürdigen Anlasses stürmt kurz vor mittag ein Motard in das Büro von Schuldirektor Pululu: "Ein weisser Toyota kommt!" "Was ist mit dem Auto? Wer ist es?", fragt Pululu den Töfffahrer, der von Augustin Konda geschickt wurde.

Der Toyota hätte in Kilueka angehalten und der Chauffeur frage nach dem Weg zur Schule von Kijela. Ob er, Pululu, jemanden erwarte? Es schein sich um einen hohen Herrn zu handeln, jedenfalls einen, den man nicht kenne; womöglich aus Kisantu, eher aber noch aus Kinshasa. Es sei nichts angeschrieben an dem nigelnagelneuen Auto, und man sähe an ihm keine

einzig Beule. Ein etwas dicklicher Mann mit grauem Anzug und Krawatte sitze mürrisch auf dem Hintersitz mit schwarzer Brille. Er rede nicht viel.

"Dann soll er eben kommen", spricht Pululu. "Ich erwarte ihn in meinem Büro."

Der Besuch ist kurz und unangenehm. Der Dicke im grauen Anzug stellt sich als Chef der Abteilung Volkskultur im Kulturministerium vor. Er habe gehört, dass man morgen ein Theaterstück aufführen wolle, das offenbar einen nicht autorisierten Text verwende von einem missratenen Poeten, der in der Demokratischen Republik Kongo mit einem Publikationsverbot belegt sei, weil er unablässig den früheren Diktator Kabila verunglimpfe. Dieser bemitleidenswerte, notorische Schmierendichter sässe momentan im berüchtigten Dolo Gefängnis in Kinshasa und hätte da ein paar Jahre Zeit, um an besseren Geschichten herumzustudieren. Was er, Direktor Pululu, zu der von ihm, dem Kulturdirektor des Landes, hier vorgetragenen Beschwerde über die Wahl des Theaterstückes zur Verteidigung anzuführen habe.

Pululu überlegt lange. Schliesslich sprach er so: "Die Lehrkräfte und Schulkinder arbeiten seit Wochen an dem Ereignis. Schauen sie da hinten. Da wird gerade geübt für den Auftritt von morgen. Wir sind hier 700 Schulkinder. Und wir erwarten weit über tausend Besucher. Zum allerersten Mal in der Geschichte unserer Schule. Und nun sagen sie mir doch bitte: Was würden sie jetzt an meiner Stelle tun?"

Das war sehr geschickt gesagt. Denn nun war es der Dicke mit der Krawatte, der überlegen musste. Er tat es. Ziemlich lange. Er setzte schliesslich eine harte Mine auf, rümpfte ein bisschen die Nase: "Ganz einfach, mein Lieber. Sie sagen alles ab und wir vergessen die Sache."

Pululu nahm sich Zeit. Er schaute gemütlich um sich; rechts, links, einmal, zweimal, hinter sich: "Wer ist wir?"

"Wir, das ist die Abteilung Volkskultur des Kulturministeriums der Demokratischen Republik Kongo."

Pululu schaut dem Mann nun ungewöhnlich scharf in die Augen.

"Und wenn ich das Theater nicht absage? Was dann?"

Das war sich der Direktor für Volkskultur nicht gewohnt. Dass ihm jemand offen und unverhohlen widersprach, liess ihn ein wenig taumeln und weil Pululu dies sofort realisierte, doppelte er gleich nach: "Oder hat das Ministerium für Volkskultur etwas dafür anzubieten, was uns die Absage erträglich machen könnte." Dabei machte er mit den Fingern der rechten Hand das Zeichen für Pinkepinke.

Nach langem Hin und Her liess der Graue verlauten, er sei bereit dreihundert Dollars zu bezahlen, wenn man auf das Kababila Stück verzichte, das schon soviel Ärger gemacht habe.

Pululu bedankte sich und sagte, man werde das mit dem Organisationskomitee besprechen, vor allem aber mit Augustin Konda ku Mbuta, der den grössten Aufwand gehabt habe, bei der Suche nach Finanzen, um dieses Theaterstück zu ermöglichen. Er werde sich morgen vor Ort vergewissern, mahnt der Graue, dass Wort gehalten werde. Der weisse Toyota fährt ihn zurück nach Lemfu.

Kurz nach dem Mittag kam dann auch noch Schwester Berta auf einen Überraschungsbesuch in Kijela vorbei. Sie wollte sich bei Schuldirektor Pululu erkundigen, ob es zutreffe, dass man – wie sie aus gut unterrichteten Kreisen vernommen habe – eine nichtbiblische Schöpfungsgeschichte aufführen möchte; ein nicht vom Vatikan autorisiertes Stück wohlgemerkt, was, wie sie sich erinnern könne, nicht mit den Vereinbarungen konform sei, die einst zwischen den Besitzern der Schulgebäude, der Diözese von St. Henry, und der Schulträgerschaft ausgehandelt worden waren. Da sind Pululu fast die Sicherungen durchgebrannt. Berta ist dieselbe belgische Missionsschwester, die vor wenigen Jahren an einem Weihnachtsfest in Kijela mit hundert hungernden Kinder eingeladen war. Was hatte sie als Geschenk mitgebracht? Eine Kartonkiste voll mit belgischen Kerzen, auf denen stand "Bonne Noël" und "Jesus unser Hirte". Aus Wut hätten die Eltern der Kinder und Lehrer am nächsten Tag die ganze Kiste auf dem Dorfplatz von Kijela abgefackelt. Nun stand die wächserne Schwester schon wieder da und nervte. Pululu fertigte Berta ziemlich unwirsch ab. Sie tat beleidigt und entfernte sich.

Irgend jemand im Lehrerteam oder die Eltern von einem Kind, das beim Theater mitmacht, hatten sie informiert. "Unsere ganze Gesellschaft ist modrig geworden und unterwandert von Ameisen!", schimpfte Pululu; "Diese feigen Hunde sollen doch zu mir, zum Schuldirektor Pululu kommen, wenn ihnen in der Schule etwas nicht passt. Aber Nein! Stattdessen eilen diese Intriganten und Denunzianten zum Kulturbüro und zu den heiligen Schwestern, um uns zu diffamieren. Wie tief sind wir bloss gesunken!" So murmelt er gereizt vor sich hin und entschloss trotzig, nochmals das Lehrerteam zusammen zu trommeln, um die Lehrkräfte zu informieren über die versuchte Einflussnahme und über die fiesen Angriffe auf das Evenement von morgen. Die Enseignants waren es doch, die zuvorderst sich die Beine ausgerissen hatten, um diese Theateraufführung mit den Schulkindern zusammen möglich zu machen. Er wollte ihre Meinung hören.

Aber just in diesem Moment sah Pululu einen Töfffahrer nahen. Auf dem Hintersitz sass Augustin Konda ku Mbuta, der von den aussergewöhnlichen Besuchern in Kijela erfahren hatte und sich einen Reim daraus gemacht hatte, dass es nötig sein könnte, seinem Freund, dem Schuldirektor, in dieser diplomatischen Krise den Rücken zu stärken. Für diese Mission ist Konda genau der richtige Mann. Vermutlich wäre er in Europa nach dem zweiten Weltkrieg ein berühmter Bombenentschärfer geworden.

Man konnte die langen Erörterungen der beiden Herren so zusammenfassen: Wir leben hier nicht in einer richtigen Demokratie, wie es dem Namen nach heisst. Aber auch nicht in einer richtigen Diktatur. Und auch nicht in einem richtigen Gottesstaat, der vom Vatikan diktiert wird. Welch gnädige Fügung des Schicksals also, dass in Afrika nichts richtig funktioniert! Man sei doch damit glücklicherweise in die Lage versetzt, es selber richtig machen zu dürfen, wenn es denn die anderen schon nicht könnten, oder nicht wollten.

Kurz darauf sassen Pululu und Konda zusammen auf einem Motorrad und wurden von Madilu nach Lemfu chauffiert. Sie betraten eiligst durch das grosse Eisentor die Mission der Schwestern der Notre Dame de Namur und suchten schnurstraks den Kulturdiektor auf, der sich da für eine

Übernachtung mit Frühstück eingemietet hatte. Das war ja nicht gerade sein Standard; auf einem quietschenden Metallbett in einer Klausur mit Kruzifix. Aber es gab im Umkreis von fünfzig Kilometern keine andere Unterkunft.

Das Gespräch war kurz. Man sei bereit, erklärte Pululu, auf das Theaterstück zu verzichten. Man verlange aber 500 Dollar für Umtriebe, Vorbereitungen und Aufwendungen. Cash auf die Hand. 500 Dollars. Schliesslich habe man geplant gehabt Geld, zu sammeln mit der Theateraufführung, um das Dach des Nzo ba Mfumu zu reparieren.

Der Kulturdirektor winkt ab: Fünfhundert Dollars? Soviel hätte er nicht dabei. Aber vielleicht vierhundert. Das reiche doch sicher auch. Er, Pululu, solle ihm jetzt gerade eine Quittung ausstellen: "Für das Volkstheater von Kijela, Vertreten durch Pululu, Francois, Direktor der Schule von Kijela, Datum usw. Betreff: Unterstützungbeitrag des Kulturministeriums für ein Volkstheater über das glorreiche Leben des früheren Staatspräsidenten Joseph Kabila und seiner Frau, der vorbildlichsten Landesmutter."

Da war Pululu etwas überfordert: Ob es denn wirklich nötig sei zu erwähnen, dass es um diese glorreiche Biografie ginge? In Wirklichkeit bezahle der Kulturförderer doch dafür, dass K-E-I-N Theater stattfindet. Die Antwort des Kulturherrn war kurz: "Wollen sie das Geld, oder nicht?" Konda zupfte seinen Freund am Hemd. Dieser verstand. Der Kulturdirektor zog ein schweres Bündel Hundert-Dollar-Noten aus einer Aktenmappe, wie um abschätzig zu zeigen, dass er noch viel mehr Kohle dabei hatte, als er ihnen vorgepokert hatte. Aus dem dicken Stapel zupfte er vier der Noten und hielt sie mit einem herablassenden Blick dem Schuldirektor entgegen: "Ich werde mich morgen vergewissern, dass das Kababila Theater nicht stattfindet, meine Herren." Damit erklärt der Krawattierte die Unterredung für beendet und er winkte seine Gäste mit einer verächtlichen Handbewegung nach draussen.

Der Tag des grossen Theaters von Kijela begann wie jeder Tag mit einem Morgen. Das war aber fast das einzig Normale an diesem Tag in der Savanne Afrikas. Um 5.45 Uhr wurde es hell und die Hähne begannen zu krähen. Der Himmel war locker bewölkt. Ein gutes Omen. Eine hochvolte Nervosität flimmerte bereits über den rostigen Dächern der Schule, als wenig später die ersten Enseignants und Villageois erschienen, für einmal wohl aus den Häusern getrieben, eher wegen erwartungsvoller Schlaflosigkeit, als wegen Hunger. Das Fussballfeld war am Vortag sauber gemäht worden. Von Hand. Mit einer Machete. Das Feld war nicht eckig, sondern rund, umsäumt von Safubäumen, Ölpalmen und Mangiers und man musste sich darin das Spielfeld vorstellen. Im Torraum, in der Nähe des Nzo ba Mfumu, wo der Rasen niedergetrampelt war oder ganz fehlte, hatte man mit kurzen Pflöcken eine Platz markiert, wo so etwas wie eine Bühne für das Festspiel vorgesehen war.

Als nach dem späten Frühstück im Konvent von Lemfu der Chauffeur des Kulturdiektors seinen weissen Toyota holen wollte, um seinen Chef nach Kijela zu fahren, musste er erkennen, dass eines der Räder gestohlen worden war in der Nacht. Die heiligen Schwestern waren untröstlich. Jemand hatte die Garage aufgebrochen. Aber es fehlte glücklicherweise nur ein Rad. Da hatte man noch eines in Reserve. Sie verloren aber eine Stunde. Und dann noch eine weitere Stunde auf dem Polizeiposten von Lemfu, wo sie eine Anzeige machten wegen dem Diebstahl. Man war auch da untröstlich. Dann hatte der Krawattierte Durst und auch schon wieder Hunger. Es war daher schon gegen 16 Uhr, als sie endlich aus Lemfu wegfuhrten.

Kurz nach Kilueka, nach der Brücke von Lhasa, befand sich wie immer um diese Jahreszeit eine riesige Pfütze über die gesamte Fahrbahn ausgebreitet wegen den Regenfällen. In den Seen zu beiden Seiten der überschwemmten Piste fischten ein paar Jungs. Sie schauten auf als sich der

blütenweisse Toyota näherte, wurden alsbald Augenzeugen, wie der unkundige Chauffer unglücklich mit seinem surreal sauberen Toyota im Schlamm einsank, weil er erst mittendrin merkte, dass er besser den Vierradantrieb hätte einstellen sollte. Da hatte er aber den Schwung der Fahrt schon verloren, der Wagen stoppte und dann ging es auch mit 4x4 weder vorwärts noch rückwärts, weil sich die Räder in den Schlamm einfrästen und der beulenlose, unschuldsweiße Toyota bis zur Karrosserie im feuchten Dreck unterging und rasch seine Farbe änderte, weil er bis zum Dach neu lackiert wurde mit der braunen Brühe die von den durchdrehenden Rädern aufspritzte. Ausserdem konnte der Kulturdirektor mit seinen glänzenden, schwarzen Lederschuhem nicht aussteigen, weil der Wagen komplett von brauner Sasse umzingelt war. Bevor die beiden aus dieser Falle entkommen konnten, um nach Hilfe zu rufen, waren die jungen Fischer schon in alle Richtungen zerstoßen. In Lichtgeschwindigkeit wusste man in allen Dörfern rundum: Die Kultur des Landes steckt auf der Route Nationale 16 fast bis zum Hals in der Scheisse.

## 8

In Afrika gibt es für alles Lösungen. Aber man muss Zeit haben und Geduld, sonst wird es teuer.

Niemand gräbt einen beulenlosen, schneeweissen Toyota gratis frei. Schon gar nicht, wenn es rasch gehen soll. Und erst recht nicht wenn der Passagier eine Krawatte trägt. Deshalb blieben die Rufe des Chauffers lange Zeit ungehört. Am Unfallplatz wurde es erst etwas lebendiger, als - in dicken, schwarzen Qualm gehüllt und bedrohlich dröhnend wie ein heranrollendes Gewitter - ein asthmatischer Camion daher gekrochen kam, der meterhoch mit Säcken von Holzkohle überladen war und mit einem Dutzend Passagieren oben drauf. Es gab keinen Weg, dass der Poidlourd an dem braunfleckigen, weissen, beulenlosen Toyota vorbei kommen konnte. Er hielt an. Ein Geschrei ging los; als ob man das Gefährt im Dreck verscheuchen könnte mit Geschimpfe oder mit Hupen. Aber niemand wollte anpacken.

Das lag wohl daran, dass der Chauffeur des Toyota und sein Passagier ganz eindeutig nach etwas rochen, was man hier nicht kannte: Viel Geld. Und so konnte man sich Zeit nehmen zu warten auf ein faires Angebot für die Pannenhilfe, die man zweifellos benötigte.

Es wurde dunkel. Der Dicke mit den Lederschuhem wollte sich erleichtern. Er hatte aber Angst, sich alleine von der Strasse weg in die Büschen zu schlagen für sein Geschäft. "Schau nach", befahl er seinem Chauffeur, "ob es keine Schlangen hat." Der Chauffeur ging etwas voran in einen kleinen Trampelpfad hinein, und rief dann: "Es ist alles okay. Sie können kommen. Es gibt hier keine Schlangen." So folgte der Dicke und begann zu pinkeln. Als er gerade am Abschütteln war, huschten plötzlich von allen Seiten schwarze Gestalten zwischen den hohen Grasbüscheln hervor. Sie packten den Grauen und den Chauffeur an den Armen. Der Dicke versuchte sich noch etwas zu wehren. Er war aber unbewaffnet. Und so brachte man die beiden zu einer Hütte. Man beugte ihre Köpfe und schubste sie hinein. Ein Dutzend Männer in der Hütte hatten ihre Gesichter verborgen mit Masken, die sie aus Kartonstücken gefertigt, bemalt und mit einer Bastseil am Kopf befestigt hatten. Nur eine Kerze brannte.

Da befragt man die beiden was sie hier täten. Er hätte nur gepinkelt, entschuldigt sich der Graue. Er sei ins Stammesgebiet der Mpangu Mafuta Mansombi eingedrungen, eröffnet man dem Krawattierten und es sei Sitte, dass ein Gast mit dem Chef rede, wenn er seinen Fuss auf den Boden eines Clans setze. Das sei dem Anstand geschuldet. Das sei Volksskulturen hier. Ausserdem habe man nicht jeden Tag Besuch.

Der graue Mann griff zu seinem Handy und versuchte zu telefonieren. Aber er hatte keinen Empfang und gab bald genervt auf. Er müsse am Theater in Kijela teilnehmen, rief er laut. "In Kijela?" antworten die Maskierten und lachten; "Das ist noch drei bis vier Stunden von hier entfernt!" "Wieso?", protestiert der Chauffeur. In Kilueka habe man ihm gesagt, es sei nur noch ein paar hundert Meter weiter entlang der RN16. Gestern sei er ja schon einmal kurz dort gewesen. Es könne nicht weit sein. Ja, sagte

einer der Maskierten. Das komme aber ganz darauf an, welchen Weg man nehme. Und wieder grinste es rundum unter den Masken.

Ob man ihm nicht wenigstens während der Warterei helfen, könne das Auto auszugraben, fragt der Chauffeur. Ja, das könne man schon, bekam er zur Antwort. Aber man müsse warten, bis ihr Clanchef da sei, weil nur er die Kommandos geben dürfe und autorisiert sei, den Betrag für die Pannenhilfe auszuhandeln. Ihnen seien die Hände gebunden, so leid es ihnen täte.

Als schliesslich der Clanchef auftauchte, mit bemaltem Gesicht, einer Krone aus Colabüchsen und einer Halskette aus den blecherne Kronkorkendeckeln von Tembo-Bierflaschen mit der Aufschrift "Respect", begrüusste er den Ankömmling überschwänglich: "Was für eine grosse Ehre!" rief er mit tiefer, sonorer Stimme. Er habe wahrscheinlich das letzte Mal an seiner Geburt, die ihm schon mehr als hundert Jahre her zu sein scheine, einen Mann gesehen, der so adrett und wie aus dem Ei gepellt daher komme. Oder auf Youtube-Videos. Der Clan der Mpangu Mafuta Mansombi und alle ihre Vorfahren hiessen ihn willkommen. Ob er, der grosse Mann aus der Ferne, ihnen den Gefallen machen könne, darzulegen, wer er sei und mit welcher Absicht er hier im vergessenen Hinterland des Bas-Kongo unterwegs sei.

Der Herr Kulturoberst war kurz angebunden: "Ich bin Ingenieur Professor Matonga Nseka Bienvenue und komme aus Kinshasa. Ich bin der Chef der staatlichen Abteilung für Volksfeste im Kulturministerium und zuständig für Theater, Konzerte und Beerdigungsfeiern." Er sei – fuhr er hastig, laut und zackig fort und tat dabei ganz so, als ob er keine Zeit zu verschenken habe, hierher gekommen, um sich das Theaterstück in Kijela anzusehen. Es sei das erste seit Jahren, von dem er gehört habe.

"Aha. Wegen einem Theater" spach der Clanchef nachdenklich. "So, so! Worum geht es denn dabei?", fragte er.

"Haben sie nicht davon gehört?", erwiderte der Krawattierte.

"Nein, wieso? Wir gehen hier selten ins Theater. Bei uns ist es um sechs Uhr abends finster, wie in einer Ziege drin." Strom habe man hier nicht. Also fände zwar vielleicht draussen ein Theater statt, aber man sähe es nicht.

Das einzige Theater, das die Leute hier manchmal sähen, seien ein paar Träume, wenn man eingeschlafen sei. Bei den meisten davon sei man aber am Morgen froh, dass es nur Träume seien. Es gäbe aber, um ehrlich zu sein, auch ein paar wenige, die sagen, es sei ein Horror am Morgen aufzuwachen, weil immer der gleiche Trott wieder von vorne beginne. Ihm selber aber sei der gleiche Trott dennoch lieber als die Abwechslung, weil die meisten Abwechslungen die man ihm böte, in Form von Katastrophen, Unfällen, Todesfällen, Krankheiten und unerwünschten Besuchen bestünden. Der Clanchef seufzte.

Nun hatte der Herr im Anzug genug. Er erhob sich: "Vielen Dank meine Herren. Entschuldigen Sie bitte, dass ich jetzt gehen muss. Ich würde ihnen gerne noch etwas Gesellschaft leisten hier in der Dunkelheit, jedoch, wie gesagt, muss ich nach Kijela." Mit diesen Worten gibt er seinem Chauffeur, der die Szene mit dem Handy beleuchtet hatte, ein Zeichen aufzusteigen und die beiden verschwanden zielstrebig zwischen den vier Meter hohen Elefantengräsern in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

In der Zwischenzeit war auch aus der anderen Richtung der RN16 ein Camion auf die Unfallstelle zu gefahren. Nur Motorräder fanden noch einen Weg am Toyota im Schlamm vorbei.

"Warum helft ihr nicht meinen Landcruiser auszugraben!", rief der Kulturdirektor den vielen umstehenden Schaulustigen vorwurfsvoll zu. Ein älterer Mann antwortete: "Entschuldigen sie, Herr Ingenieur. Wir haben Angst es könnte eine Beule geben!" Schallendes Gelächter. Die Leute bogen sich vor Gegröhle. Es kostete den Kulturmann mehr als hundert Dollars, bis der Wagen aus dem Schlamm gezogen war. Allerdings hatte man ihn auf die Seite von Kilueka gezogen. So hätte er auf dem Weg nach Kijela erneut durch das Schlammloch fahren müssen. "Wir nehmen einen Töff!", entschied der Dicke spontan: "Sonst verlieren wir zuviel Zeit." In diesem Moment braust zufälligerweise gerade einer heran. Es ist Madilu, der persönliche Motard von Augustin Konda ku Mbuta. Die beiden sitzen auf seinen Hadjin auf. Nach einer viertel Stunde lädt Madilu die Herren in Nzuma ab. Das liegt etwa zehn Kilometer entfernt von Kijela, etwas draussen,

neben der Strasse. Da drüben sei das Theater. Madilu zeigte auf das Licht eines Feuers in der Savanne und man hörte Trommelklänge und Stimmen von dort. Dann war Madilu weg.

9

Auf dem Fussballfeld der Schule von Kijela hat das Theaterstück begonnen, eingeleitet von einem träumerischen Lied des Chores. Ein Erzähler tritt auf, der mit ruhiger, tiefer und weit ausholender Stimme beginnt eine Geschichte zu erzählen, die auf der Bühne von Dutzenden Schulkindern vorgelesen und bebildert wird. Sie sind verkleidet Sterne, Planeten, Gebüsche, Raupen, Pilze, Tiere, Pflanzen und Blumen. Es wird mucksmäuschenstill:

Erzähler: Am Anfang war eine Raupe. Sie war riesengross, fett und ganz allein am Himmel. Sie frass mal ein bisschen von diesem Stern, ein wenig von jenem Planeten, ein Häppchen der Sonne, einen Kometen samt Schweiff da und eine Sternschnuppe dort. Und nach einer Weile war die Raupe satt. Sie entliess eine gigantische Kotkugel, die in der Nacht des Weltalls hing und sich um sich selbst drehte. Dann verpuppte sich die Raupe und aus ihr schlüpfte wenig später die Sonne, die sich seither um die Kotkugel dreht. Die Kotkugel der Himmelsraupe hing mitten im grenzenlosen Kosmos. In der Nacht bildete sich darauf Tau. Am Tag begann es auf sie zu regnen. Und plötzlich sprossen Pflanzen, Pilze, Bäume und Früchte aus ihr. Es kamen Tiere, Vögel, Fische, und Schlangen dazu und eines Morgens stieg aus einer Blume eine Frau. Die Frau sah sich erstaunt um.

Frau: Was soll ich da alleine machen in dieser Welt, auf dieser Erde?

Erzähler: Fragte sie, als sie sah dass alle Tiere zu zweit waren und Familien hatten.

- Fledermaus: Du musst die Eule um Rat fragen.
- Erzähler: Sprach die Fledermaus.
- Pflanzen: Iss zuerst mal eine Safu, dann wird es schon in die richtige Richtung gehen.
- Erzähler: Die junge Frau kam zur Eule und fragte.
- Frau: Was soll ich hier alleine machen.
- Erzähler: Die Eule antwortet ihr.
- Eule: Es gibt drei Möglichkeiten. Wir können es erstens so einrichten dass Du deine Frage vergisst. Und zweitens so, dass du ewig aus dir allein Nachkommen hervorbringst.
- Frau: Wie soll das denn gehen?
- Erzähler: Wundert sich die junge Frau.
- Eule: Dein Ringfinger der rechten Hand wird wachsen und wachsen und wenn er lang genug ist, wird er vorne abbrechen. Du steckst das Bruchstück deines Fingers in den Boden und daraus wachsen die Blumen, aus denen deine Nachkommen steigen. Dein Finger aber wächst immer wieder nach und du musst nicht mehr überlegen weshalb du allein bist.
- Frau: Das tönt beruhigend, aber auch langweilig. Und was ist die dritte Möglichkeit?
- Eule: Die dritte Möglichkeit ist, dass wir ein Gegenüber für Dich machen. Einen Mann.
- Tiere: Um Himmelswillen!
- Erzähler: Schrien empört die Tiere.
- Tiere: Nur das nicht! Die Männer prügeln sich nur, saufen, schlagen ihre Frauen und sind immer so frustriert, weil sie selber nichts hervorbringen. Schau die Kämpfe der Antilopen und Löwen an. Mit Männern ist Schluss mit dem Frieden und der Ruhe.

Eule: Ja, ihr habt teilweise Recht ihr Mütter der Tiere. Aber ihr vergesst, dass die Männer auch für euch sorgen, euch beschützen und auch eure Kinder.

Rabenmutter: Ha! Krah!

Erzähler: Tönt es zurück von einer Rabenmutter.

Rabenmutter: Und sobald es drei Kücken im Nest hat, sucht er das Weite!

Eule: Und weshalb habt ihr euch denn mit den Männern eingelassen?

Tiermütter: Wir hatten keine Wahl.

Eule: Doch, ihr habt doch zugehört wie die Böcke sich streiten um euch und seid dann mit dem Sieger gegangen."

Tiermütter: Das ist das Gesetz! Keine Frau geht mit einem Verlierer. Was denkst du, junge Frau?

Frau: Also mir scheint, die Idee mit den Männern bringt nichts weiter als Krieg und Kampf und am Schluss hat man nicht einmal die Wahl. Zum Beispiel dann, wenn einem der Verlierer sympathischer ist als der Sieger."

Zur Eule gewandt:

Frau: Weshalb soll ich mich zwischen Dingen entscheiden, die darauf hinaus laufen, dass ich entweder vergesse, Mütter aus Müttern allein mit mir gebäre oder alternativlos das Resultat einer Männerschlacht abwarten muss? Das ist doch keine Wahl? Es muss doch noch mehr geben als diese trostlosen Visionen.

Eule: Entschuldige bitte. Ich habe aber leider nur diese drei.

Frau: Gut. Dann bleibe ich eben wie ich bin. Ich brauche keine Nachkommen, wenn sie so allein und verlassen sind wie ich. Ich versuche den Schmerz zu ertragen, dass ich alleine bin mit mir und ich nicht weiss warum.

Erzähler: Die Frau beginnt zu weinen. Das entsetzt die Tiere, Pflanzen und die Eule ist verzweifelt.

Eule: Wir können der Frau nicht helfen. Wir haben keine andere Idee!

Erzähler: Da kommt ein Adler herangeflogen, der sich alles von oben angeschaut und angehört hatte. Er spricht:

Adler: Die einzige Lösung, die für diese Frau Heilung bringt, muss aus ihr selber kommen.

Alle: Aber wie?

Adler: Sie muss einschlafen, damit sie im Traum ihren inneren Wünschen begegnet und diese Wünsche beim Aufwachen in ihre Gedanken steigen und sie davon erzählen kann. Was sie im Innersten will kann sie nur selber in sich finden.

Erzähler: Dies scheint allen einzuleuchten. Sie bauen der jungen Frau eine schöne Hütte, ein schönes, weiches Bett mit einer weichen Matte darauf und präsentieren ihr Früchte und Yamswurzeln. Die Vögel singen in den Bäumen über dem Haus schöne Lieder und die Frösche quacken im Takt dazu mit. Die junge Frau schläft ein. Am ersten Tag stehen die Tiere schon früh am Morgen erwartungsvoll da.

Tiere: Und? Hast Du geträumt?

Frau: Nein. Ich kann mich nicht erinnern.

Erzähler: Nochmals eine Nacht. Aber immer sagt die Frau am Morgen sie könne sich nicht an einen Traum erinnern. Nach einer Woche sagen die Tiere.

Tiere: Schade. Es hat leider nicht funktioniert. Wir hören also auf damit, brechen die Hütte ab und das Bett und geben keine Früchte und Yamswurzeln mehr. Das bringt doch so nichts.

Frau: Halt. Ich will erzählen!

Tiere: Du hast geträumt?"

Frau: Ja!

- Tiere: Und weshalb hast Du es uns verschwiegen?
- Frau: Weil ihr so wunderbar für mich gesorgt habt und es mir so gut ging. Ich hatte alles, was ich brauche und ich habe so schöne Träume geträumt, dass ich gar nicht mehr aufwachen wollte oder nur um zu essen, und gleich weiter zu träumen.
- Alle: Du hast uns angelogen!
- Frau: Versteht doch. Es war zu schön, was ich geträumt habe. Ich wurde so schwach bei diesem Traum, dass ich mich nicht mehr von ihm lösen konnte und euch sogar anlog. Entschuldigt. Wie kann ich es wieder gut machen.
- Eule: Wir werden es uns überlegen. Aber zuerst musst du uns Deinen Traum erzählen. Dann sehen wir weiter.
- Erzähler: Die Frau begann zu reden.
- Frau: Der Traum ging so: Ich war an einem prächtigen Sonnentag unterwegs und spazierte entlang dem Ufer eines klaren, breiten Flusses stromabwärts. Doch unerwartet stiess der Fluss an einen riesigen, glatten Felsen, der mitten aus dem Tal aufragte und es schien als verschwinde alles Wasser des Flusses in einem Steinklotz. Aber ohne dass es einen Eingang gehabt hätte, oder eine Höhle, oder ein Loch. Vielleicht floss das Wasser einfach durch den Stein hindurch, statt um ihn herum, aber ohne dass es indem Stein irgendein Durchgang zu sehen war. Ich sah Fische, die gleichsam aus dem Felsen heraus schwammen und weiter den Fluss stromaufwärts. Ich fragte einen der Fische: "Wie geht es denn da im Felsen, oder auf der anderen Seite weiter?" Und der Fisch sagte mir: "Ich kann mich nicht erinnern. Ich glaube es sieht nur aus wie ein Fels. Vielleicht steigst du einfach mal in den Fluss hinein, lässt dich treiben und dann kannst Du selber sehen, wie du schwimmend im Wasser durch den Felsen kommst. Ich bin ja auch so durchgekommen." Und so bin ich den Fluss gestiegen. Und

tatsächlich liess ich mich im Wasser treiben und kam in den Felsen hinein, ohne auch nur das Geringste von ihm zu spüren. Es wurde einfach nur dunkel. Das wars. Es war aber ein besonderes Dunkel. Nicht so schwer und nichtig leer, sondern - wie soll man sagen - ein unglaublich leuchtend helles Schwarz voller Leben. Fast überfüllt und prall mit allem. Versteht ihr?

Erzähler: Die junge Frau schaut die Tiere und Blumen an, die mit aufgerissenen Augen, Blättern und offenen Knospen staunten, als sie so sprach.

Tiere und Pflanzen: Und dann? Wie ging es weiter. Was dann?

Frau: Ich war ganz glücklich und rief: "Heissa. Was mache ich da. Wo bin ich?" Und da kam eine kleine leuchtende Schnecke mit einem goldenen Häuschen herangekrochen, deren Schleim in allen Farben schillerte und glänzte wie ein Opal, oder wie die Milchstrasse am Firmament. Die Goldschnecke sagte zu mir: "Du suchst etwas anderes. Ein Reich, wo du auch wollen kannst ohne zu müssen. Wo du tust ohne Lohn. Aus dir selbst lebst für deine Träume. Von den Werten, die dein Leben zu einem guten Leben machen: Wahrheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Vertrauen, Güte, Sanftmut, Freude, Frieden, Glück. Werte die deine Werte sind, die du bist. Es ist nicht so wichtig, wie man die Dinge von Aussen betrachtet, sondern wie du sie von Innen her erlebst. Diese beiden Sichtweisen passen nie ganz zusammen. Die Frage wird immer sein: Zu welcher Seite stehst du? Und die Antwort lautet immer: Zu beiden." So sprach die kleine Schnecke mit dem goldenen Häuschen und ich fragte sie: "Wo finde ich denn nun einen Partner, mit dem ich nicht zusammen sein muss, sondern frei bleibe im innigen Verbundensein?" An dieser Stelle war der Traum vorbei und ich erwachte.

- Tiere: Du musst nochmals träumen. Wir bauen dir nochmals eine Hütte, ein Bett, ein ganz weiches.
- Erzähler: Und genau so machen sie es ganz geschwind. Sie bringen Früchte von überall her und die besten Speisen, die man findet. Aber die junge Frau hatte Probleme. Sie konnte nicht mehr einschlafen. Und wenn sie mal eingenickt war, konnte sie sich hernach nicht erinnern, etwas geträumt zu haben. Mitten im Paradies ihrer kleinen Hütte mit dem Bett und dem feinen Essen, im Land wo Milch und Honig floss und ihr alles geschenkt wurde, konnte sie nicht schlafen und die Träume blieben aus. Sie war ganz verzweifelt. Nach einer Woche meldeten sich die Tiere zu Wort.
- Tiere: Es tut uns sehr leid dies sagen zu müssen, aber wir glauben, dass du uns wieder zum Narren hältst.
- Frau: Aber Nein doch, glaubt mir! Ich schwöre es!
- Tiere und Pflanzen: Wir haben getan was wir konnten. Jetzt musst du selber für dich schauen. Wir haben ja auch Kinder und unsere eigenen Sorgen.
- Erzähler: Da wurde die junge Frau sehr traurig.
- Frau: Ich kann doch nichts dafür!
- Erzähler: Aber man glaubte ihr nicht, weil sie ja schon einmal geflunkert hatte. Weil man die Hütte und das Bett abbrach und nichts mehr zu Essen brachte, entschied die junge Frau dass sie nicht bleiben wollte, an diesem Ort des Unglücks und machte sich auf den Weg. Sie wollte ja nur gleich sein wie alle rund um sie auch, gar nichts Spezielles. Und sie sang ein trauriges Lied:
- Lied: Vielleicht meine ich nur, dass ich frei bin, aber alles ist ein Versteckspiel eines grossen Willens, der mich zwingt, Dinge zu tun, ohne dass ich es will, ohne dass er, der grosse Wille, vielleicht selber will und ohne dass ich Verdacht schöpfen kann,

dass mich etwas antreibt und bestimmt bis zu etwas, was mit mir gar nichts zu tun hat.

Erzähler: So sinnierend kam die junge Frau auf einer Waldlichtung an. Der Boden war da sauber gewischt, wie um ein Haus herum. Es war aber kein Haus zu sehen. Als sie so da stand, hörte sie ein Geräusch und aus dem Gebüsch am Waldrand kam völlig überraschend ein Mann hervor. Sie betrachteten sich lange gegenseitig. Von unten bis oben. Solange bis eine Krähe rief.

Krähe: Was gafft ihr so lange. Ihr seht doch, dass ihr unten und oben herum etwas anders gebaut seid. Ihr seid Mann und Frau Mensch. Bantus.

Frau: Wo kommst Du denn her?

Mann: Ich habe geträumt, dass ich hierher kommen muss auf diese Lichtung.

Frau: Du hast das geträumt?

Mann: Ja, du etwa nicht?

Frau: Nein. Ich wollte zwar träumen, aber es gelang mir nicht und ich konnte nicht einmal mehr einschlafen. Also bin ich einfach losmarschiert.

Mann: Das ist schön.

Frau: Wieso schön?

Mann: Weil du auch ohne Traum hierher gefunden hast, wo wir uns begegnen.

Erzähler: Die beiden blieben zusammen. Sie hatten es schwer, wegen der vielen Arbeiten, die sie zu erledigen hatten, weil es ja noch gar nichts gab. Andererseits hatten sie es auch sehr leicht, weil sie keine Wahl hatten. Sie hatten ja nur sich selber. Je mehr Menschen es gab, desto mehr gab es Probleme, weil man auswählen konnte, mit wem man eine Fami-

lie gründen wollte. Weder mit der Anziehung zum anderen hin noch mit der Freiheit der eigenen Wahl konnte man eine garantiert gute Wahl treffen konnte. Es gab Glück und Unglück. Freude und Trauer. Die Zeit lief rasch. Regen und Hitze kamen. Die Jahre rieselten dahin. Der Mann der Frau starb, die Kinder der Frau wurden alt und starben, die Urenkel wurden alt und starben auch und die Ururururenkel starben. Ihre Urmutter jedoch lebte noch immer. Sie war schon so alt geworden, dass man sie kaum vom Wurzelstock eines Safubaumes unterscheiden konnte und eigentlich nur merkte, dass sie noch lebte, weil sie ab und zu vor sich hin murmelte. Da hatten ihre Nachfahren Mitleid mit ihr und wollten vieles von ihr wissen.

Nachfahren: Urmutter, was ist mir Dir los, weshalb kannst Du nicht sterben? Ist es, dass Du nicht willst?

Urmutter: Aber Nein doch. Ich kann nicht.

Nachfahren: Aber weshalb denn nicht?

Urmutter: Weil ich auf die Antwort warte zu einem Traum, der immer wiederkehrt. Erst, wenn der Traum vorüber und erlöst ist, dann kann ich sterben.

Nachfahren: Bitte erzähl uns von diesem Traum, Grossmutter. Worum geht es denn da?

Urmutter: Es ist der Traum von der Raupe Bila. Kinder, bringt mir eine Safu und etwas Wasser. Setzt euch zu mir. Ich werde euch diese Geschichte gleich erzählen.

An dieser Stelle erlöschte das Licht auf der Bühne. Der erste Teil des Theaters war vorüber. Tosender Applaus. Gejohle. Direktor Pululu verkündete, dass es eine Viertelstunde Pause gäbe, bis es mit dem zweiten Teil weiter gehe. Er schien sehr erleichtert und glücklich. Alles hatte bisher wie am Schnürchen geklappt.

In der Zwischenzeit hatten sich der Kulturdirektor und sein Chauffeur den Trommellauten und dem Feuer in der endlosen Savanne bei Nzuma genähert. Es tanzten etwa zwanzig nur mit Lendenschürzen aus Mehlsäcken bekleidete Männer mit Masken, ziemlich ähnlich denen der Mpangu Mafuta Mansombi, um einen grossen, schwarzen, dampfenden Kessel. Ihre Leiber glänzten von Schweiß. Die Trommeln verstummten. Man hatte die Ankömmlinge entdeckt.

"Ist das hier das Theater von Kijela", fragt der Kulturdirektor, der in den Schein des Feuers trat.

Wie er darauf käme, fragte einer der Männer, der eine Krone aus Bierbüchsen trug und sein Gesicht und seine Arme und Beine derart mit rotem Lippenstift bemalt hatte, als ob er überall blutete.

Als seine Männer drohend auf die beiden Ankömmlinge zugehen wollten, hielt der Clanchef eine Hand hoch.

"Halt, wartet! Lasst ihn reden!"

"Man hat mir gesagt, es sei hier", begann der Graue etwas zaghaft, als sich der Ring der schwarzen Maskierten um ihn und seinen Chauffeur schloss und der Clanchef ganz nahe zu ihm herantrat: "Dass was genau hier sei?"

"Na, das Theater von Kijela?"

"Was für ein Theater?"

"Na, von der Schule von Kijela, zum Schulabschluss", stotterte der Dicke etwas verzweifelt.

"Bist Du noch normal, grauer Krawattenträger?", sprach der Clanchef; "Du bist hier bei den Mafunga ba ntutu. Und von welchem Clan bist Du?"

"Ich weiss nicht. Ich habe keinen Clan", antwortete der Graue.

"Er hat keinen Clan!", riefen alle Männer wie aus einer Kehle, "Er hat keinen Clan! Er ist ein Sklave! Ein Sklave!"

"Ich bin kein Sklave", protestiert der Graue: "Was soll das?"

"Du musst wissen, Fremder, dass bei uns Bantus alle, die keinem Clan angehören, also all die Landlosen, die ihren Clan verlassen haben oder von ihrem Clan vertrieben wurden, oder ihr Land verkauft haben, um in der Stadt wichtig zu tun und rum zu protzen, bei uns Sklaven heissen, weil sie ihr Leben lang für die, die Land besitzen, auf den Feldern schufteten müssen. Also von welchem Clan bist du?"

"Ich habe ihnen schon gesagt dass ich keinem Clan angehöre. Was soll diese Fragerei?" beehrte der Graue auf.

"Ich werde es Dir erklären, Landloser, warum ich frage. Weil die Mafunga ba ntutu ein Clan von Menschenfressern sind. Wir fressen nur Menschen, die einem anderen als unserem eigenen Clan angehören. Deshalb fragen wir."

Der Graue blieb wie versteinert stehen. Der Chauffeur liess sein Handy fallen und rannte mit einem Aufschrei und panisch wie ein Irrer davon in irgendeine Richtung der schwarzen Nacht. Drei schwarze Gestalten hinterher. Kurz darauf schleppen sie den am ganzen Leib zitternden Chauffeur zurück zum Feuer.

Der Clanchef zeigte auf den Chauffeur: "Können wir den Essen?"

"Wie meinen sie das", fragt der graue Kulturdirektor etwas unsicher.

"Ist das dein Geschenk für die Mafunga ba ntutu?"

"Äähm.. Nein."

"Wir brauchen aber etwas zum Essen. Verstehst Du? Erstens weil wir Hunger haben, und zweitens weil wir Kannibalen sind."

"Ja entschuldigt", sagte der Graue, "wir wollten ja nicht stören."

"Wie Entschuldigt? Man kommt doch nicht mit leeren Händen zu den Mafunga ba ntutu!", empört sich donnernd der Clanchef.

"Ich habe etwas Geld dabei.", kuscht der Graue.

"Kann man das essen?"

"Nein aber wir können uns erkenntlich zeigen."

" Na gut. Grauling, Du kannst dich freikaufen. Was bezahlst Du für dich?"

" Zweihundert Dollars."

"Also gut, gib dreihundert!"

Der Dicke zahlt.

"Und hier sind noch hundert für meinen Chauffeur", fügt der Kulturchef an.

" Mooment!" winkt da der Clanchef ab: "So geht das nicht."

"Warum nicht?"

"Weil ich für den Chauffeur zweihundert Dollars biete. Dann gehört er mir."

"Aber ich verkaufe ihn nicht"

"Wieso, welchem Clan gehört er denn an?"

"Ich bin", ruft der Chauffeur, "kein Slave ich bin ein Mafuto na tingü"

"Wunderbar", ruft der Bierbüchsenkönig, "dich können wir essen! Du bist nicht von unserem Clan". Zehn der Maskierten stürzen sich sogleich auf den Chauffeur.

"Halt", schreit der Dicke verzweifelt. "Ich will ihn auch freikaufen."

"Aber das geht nicht, dann haben wir ja nichts zu essen."

"Ich gebe euch alles, was ich habe", fleht der Graue.

"Also gib her!"

"Von mir aus", willigt der Clanchef ein.

Der Dicke reicht sein Dollarbündel rüber.

"Ihr seid beide frei. Ihr könnt bleiben."

"Aber wir möchten lieber gehen", bettelt der Graue.

"Später", befiehlt der Clanchef, "Später!"

Von weitem hört man einen Motorradfahrer heranrasen. Der Lichtkegel ist aus der Entfernung zwischen den Bäumen zu sehen. Dann knallts. Man hört einen Schrei ein Geschepper. Das Licht erlischt. Ein Rad dreht aus. Dann Ruhe. Fünf Minuten später raschelt es und es erscheinen zwei

der Kannibalen. Sie schmeissen blutige Teile in den Kessel über dem Feuer. Es sieht aus wie Fleisch.

"Was ist da passiert?", fragte der Dicke.

"Es war ein Unfall. Es ist grad etwas Frisches reingekommen", kommentiert der Clanchef mit der Bierbüchsenkrone, "in einer Stunde gibt es etwas zu essen. Ihr seid meine Gäste."

"Wir haben nicht so lange Zeit", entschuldigt sich der Dicke, "und wir haben ja jetzt bezahlt und uns frei gekauft."

"Mag sein, aber die Einladung eines Clanchefs abzulehnen, das ist eine bodenlose Frechheit. Wir werden euch dafür zwar nicht aufessen, aber töten und liegen lassen. Und zwar so, dass es aussieht wie ein Töffunfall auf der RN16. Verstehst du?"

Die Kulturdelegation verstand und wartet mehr oder weniger ungeduldig auf das Menu mit dem gargekochten verunfallten Motard. Zur Unterhaltung gab es ein paar Trommeln, die durch die afrikanische Nacht klangen. Gesungen wird bei Kannibalen nicht viel.

## 11

In Kijela, auf der Bühne beim Fussballfeld gibt es einen Umbau für den zweiten Teil des Theaters. Kinder huschen umher. Das Licht wird gelöscht, das die Fussballfläche beleuchtet hatte und wo weit über tausend Menschen sassen. Applaus, Gejohle steigt in die Schwärze der Nacht. Dann flammt auf der leeren Bühne beim Fussballtor wieder der Scheinwerfer an. Und die Magie des Theaters von Kijela verzaubert erneut alle:

Erzähler:        Und das ist der Traum der Urmutter.

Getrommel.

Erzähler: Es war einmal eine fette Raupe. Die hiess Bila. Sie frass ganz alleine auf einem Safubaum.

Auf der Bühne ist ein Holzgestell aufgebaut mit grünen Plastiksäcken dran als Blätter. Und auf dem einzigen, dicken Ast des Holzgestelles sitzt eine knutschgrüne, fette Raupe, die an einem Blatt kaut.

Erzähler: Eines Tages kamen zwei Kinder daher, Bruder und Schwester. Sie waren auf der Suche nach etwas Essbarem. Müde setzten sie sich unter dem Baum in den Schatten.

Die Geschwister kommen und setzten sich hin. Die Raupe Bila schaut vom Ast runter auf sie. Sie schaut zum Publikum, hält sich den Finger vor den Mund und bedeutet damit: Seid ruhig! Nichts sagen! Und natürlich toben die Kinder im Publikum und rufen: "Da! Da oben ist die Kaba. Da oben!" Und die Kaba winkt mit dem Zeigefinger ab: Nein. Nein. Seid ruhig!

Kind1: Ach, guter Safubaum. Warum hast Du keine Früchte für uns?.

Kind2: Wir haben Hunger und sind den ganzen Tag marschiert.

Kind1: Mutter hat gesagt: Geht und sucht uns etwas zu Essen.

Kind2: Aber es hat nichts. Nicht auf den Feldern, nicht in den Bächen. Nicht in den Nkunkus.

Kind1: Nirgends.

Kind2: Ach, guter Safubaum. Warum hast Du keine Früchte?

Kind1: Wir können nicht mehr warten.

In diesem Moment erscheint am Hinterteil der Raupe Bila eine grosse,

dunkle Kugel. Und zu ihrer eigenen Überraschung fällt die riesige Kotkugel vom Baum. "Bumm!", macht dazu eine grosse Trommel neben der Bühne. Das Gekreische des Publikums legt noch einen Zacken zu. Da oben! Da ist sie! Die zwei Kinder schauen sich die Riesenkugel am Boden genau an. Dann schauen sie hoch. Und sie entdecken die Raupe Bila, die sich zwischen den paar wenigen Blättern verstecken will.

Kind1: Wow. Was für eine fette Kaba!

Kind2: Heute ist unser Glückstag!

Kind1: Komm. Wir holen sie da runter.

Das ist natürlich ein anstrengendes Prozedere, weil die Bila ja ein Kind ist, das da oben auf dem Holzgestell hockt im Kostüm der Raupe Bila. Und es dauert eine ganze Weile bis die beiden Kinder von unten mit einem Holzstecken vorsichtig die Raupe vom Baum treiben und zwar natürlich so, dass das Kind nicht runterfällt, sondern herab steigen kann. Schliesslich liegt die Raupe am Boden und hebt den Kopf zu den Kindern:

Bila: Also hört mal Kinder. Ich weiss, dass ich euch jetzt enttäuschen werde, aber ich bin keine Kaba. Ihr könnt mich nicht essen. Ich bin eine Makuaku.

(Makuaku bedeutet in Kikongo: Eine Raupe die man nicht essen kann.)

Kind1: So, So. Eine Makuaku.

Kind2: Die genau so aussieht wie eine Kaba.

Kind1: Unsere Lieblingsraupe unter den Mbinzo

(Mbinzo bedeutet in Kikongo eine Raupe, die man essen kann. Meist hoch geschätzte Delikatessen)

Bila: Nein! Ich schwöre Euch. Ich wurde verzaubert von einer bösen Gottesanbeterin. Ich bin eine Mbanda Nzazi und wenn ihr in mich beisst, trifft euch der Blitz und ihr seid alle tot. Das wollt ihr doch nicht riskieren? Oder?

Kind1: Ich schon. Ich habe nämlich Hunger

Kind2: Und du lügst bestimmt, weil Du deine Haut retten willst.

Bila: Nein. Im Gegenteil. Ich will eure Haut retten. Ihr seid doch noch jung und wollt nicht sterben. Oder?

Kind1: Woher sollen wir wissen, ob Du nicht lügst?

Kind2: Und hast Du etwas anzubieten, wenn wir dich verschonen?

Bila: Was anzubieten?

Kind1: Etwas zum essen, so wie Du.

Bila überlegt. Schaut zum Baum hoch.

Bila: Ich glaube ich habe etwas für Euch?

Kind1: Was denn?

Bila: Wenn ich euch verrate, wo zehn richtig schöne, fette Kabas sich verstecken. So gross wie ich oder noch grösser. Lasst ihr mich dann frei und in Ruhe?

Kind1: Zehn solche wie Du?

Kind2: Ich hab noch nie zehn solche Kabas aufs Mal gesehen.

Bila: Ich weiss aber wo sie alle sind.

Kind1: (zu Kind 2) Wir können es ja versuchen. Was meinst Du?

Kind2: Du traust dieser Raupe?

Kind1: Nein, aber wir können sie ja festbinden, damit sie nicht abhaut während wir schauen, ob sie uns wirklich den richtigen Tipp gegeben hat

Die Kinder befestigen die Raupe mit einer Schnur um den Hals, die sie an einem Pfahl festbinden.

Kind1: Und wo sind jetzt Deine Kollegen, Raupe?

Bila: Da drüben auf dem anderen Safubaum hat es fünf. Und dort auf dem Accacia nochmals fünf. Sagt aber nicht dass ihr den Tipp von mir habt. Habt ihr verstanden?

Kind2: Wehe, wenn du uns verscheisserst, Kaba. Dann werde wir Dich verspeisen.

Die Kinder gehen nach rechts weg:

Bila: (Zu sich selber)Mir ist das doch egal, ob sie meine Freunde auffressen. Hauptsache ich habe meine Haut gerettet. Früher oder später muss sowieso jeder ins Gras beißen. Und es gibt doch einen Grund weshalb wir Raupen immer so viele sind. Weil so viele gefressen werden und wir aussterben würden, wenn wir nur zwei oder drei wären, wie die Menschenkinder.

Nach einer Weile kommen die Kinder zurück. Mit dicken Bäuchen,

Kind1: Ich platze aus allen Nähten!

Kind2: Ich glaube ich hab für zwei Monate genug gegessen.

Kind1: Diese Kabas waren so fett.

Kind2: Ganz unglaublich.

Neugierig schaut die festgebundene Bila zu den Kindern. Sie nickt mit dem Kopf.

Bila: Und Kinder? Hats geschmeckt?

Wortlos nehmen die Kinder die Leine vom Kopf der Kaba und gehen Arm in Arm nach rechts ab.

Bila: (Zum Publikum) Also unter uns gesagt: Diese Kinder sind doch sooo endlos dumm. Haben die denn nichts Geschicktes gelernt in der Schule? Sie halten Wort, obschon sie nichts zu essen haben. So was von bekloppt.

Tippt sich an die Stirne.

Bila: Also, ich an ihrer Stelle hätte sicher die Raupe nicht freigelassen. Wäre mir doch egal gewesen, ob man versprochen hat sie freizulassen. Ich hätte sie trotzdem aufgegessen. Was ist schon Ehrlichkeit wert im Vergleich zu einer fetten Kaba, die im Bauch das Hungergefühl besänftigt? Stattdessen lernt man Mathematik bei euch an der Schule. Dass ich nicht lache! Was habt ihr denn davon? Hättet ihr besser gelernt etwas gescheiter zu lügen und zu tricksen. Da könnt ihr noch viel von mir lernen. (dreht sich zum Publikum) Kinder! Ja, schreit nur! Ihr werdet sehen, dass ich Recht habe.

Damit humpelt die Raupe Bila nach links von der Bühne. Es gibt einen Szenenwechsel. Der Baum wird von der Bühne getragen. Ein Sessel aufgestellt. Eine Art Thron. Ein Löwe kommt zackig herein, mit einem roten Umhang und einem roten Hut. Er setzt sich auf den Thron. Steht dann aber gleich wieder auf.

Löwe: Steht auf! Erhebt euch!

Der Löwe schaut ins Publikum. Etwas zornig.

Löwe: Wir sind hier vor Gericht. Versteht ihr. Also erhebt Euch!

Die Kinder stehen auf, einige Erwachsene auch.

Löwe: Ich eröffne hiermit die Gerichtsverhandlung betreffend der Anklage der Schmetterlinge gegen die Raupe Bila, wegen Verrat ihrer Brüder und Schwestern.

Der Löwe schaut ins Publikum. Er macht eine Kunstpause.

Löwe: Lu vonda! Setzt euch!

Er setzt sich auch hin.

Löwe: Bringt den Angeklagten herein!

Von links erscheint die Raupe Bila, eskortiert von zwei Tieren, die wie Ratten aussehen.

Löwe: Angeklagter sprich: Wie heisst Du.

Bila: Ich bin Bila die Raupe.

Löwe: Ankläger, was hast Du gegen Bila vorzubringen.

Ankläger: Ich vertrete die Eltern von Bila und von zehn seiner Brüder und Schwestern, die er verraten hat an zwei Menschenkinder. Deshalb sind alle zehn jetzt tot und wir beschuldigen Bila wegen Verrat mit Todesfolge an seinen Brüdern und wegen der grossen Trauer, die er über seinen Vater und seine Mutter und über das ganze Geschlecht der Kabas gebracht hat, über Raupen sowohl als auch Schmetterlinge.

Man sieht rechts am Bühnenrand die Eltern als Schmetterlinge, wie sie während der Anklage weinen, sich gegenseitig trösten. Bila selber schüttelt nur immer den Kopf und tippt sich an die Schläfen als wolle er dem Ankläger den Vogel zeigen.

Löwe: Angeklagter Bila. Was hast Du zu dieser Klage zu sagen?

Bila: Hohes Gericht, Werter Richter Löwe. Schauen sie sich die beiden Schmetterlinge da an, die behaupten meine Eltern zu sein. Ist das nicht komplett lächerlich? Jedes Kind sieht doch, dass wir miteinander nichts, aber auch gar nichts gemein haben. Es ist einfach absurd und eine Frechheit zu behaupten, ich sei das Kind von denen.

Im Publikum geht Geschrei los. Bila wendet sich an die Kinder und Eltern in der vordersten Reihe.

Bila: Was schreit ihr denn so? Schaut mich doch an! Ich bin grün, mit hübschen Punkten, einem breiten Kopf. Vorne sechs Beine und hinten acht. Habe ich irgend etwas gemeinsam mit diesen Flatterdingern da? Mit diesen farbigen Tüchern an den Armen, wie sagt man dem, Flügel? Aha. Flügel. Wo sind denn bei mir die Flügel? Und dann diese Besen am Kopf, diese .... wie sagt man dem? Was ist das? Fühler? Aha. Von mir aus. Fühler. Wo seht ihr bei mir solche Fühler. Wo? Und diese Steckenbeinchen der Schmetterlinge. Wo seht ihr sowas bei mir. Wo? Und von den Farben wollen wir jetzt auch noch reden. Die Flatterer da haben doch solche Glotzaugen wie Kühe auf den Flügeln, die in die Welt starren. Wo seht ihr sowas an mir? Und ausserdem ...

Damit wendet sich Bila wieder an den Löwen.

Bila: .... ausserdem , geschätzter Herr Löwe: Zu recht werden sie weithin geachtet wegen ihrer Intelligenz, Fairness, Gerechtigkeit und Weitsicht. Haben sie schon einmal Schmetterlinge gesehen, die Blätter fressen auf Bäumen? Und haben sie mich, oder andere Raupen schon einmal herumfliegen gesehen in der Luft? Es ist doch jedermann klar, dass ich mit diesen Dingen da, die behaupten meine Eltern zu sein, nichts, aber auch gar nichts zu tun habe.

Der Löwe überlegt. Er steht auf, schaut sich die Raupe Bila genau aus der Nähe an. Danach geht er zu den Schmetterlingen. Sieht diese genau an. Kehrt zu seinem Stuhl zurück.

Löwe: Bila. Sie haben sich noch nicht geäussert zu dem Vorwurf, sie hätten Ihre Brüder und Schwestern verraten an Menschenkinder. Und damit deren Tod verursacht. Verrat mit Todesfolge nennt man das.

Bila: Hohes Gericht. Verehrter hoher Richter, Löwe. Diese Sache macht mich tatsächlich echt traurig. Wie sie vielleicht nicht wissen, bin ich der König der Raupen. Als mich die Menschenkinder unseligerweise entdeckt hatten, da war ich in einer höchst misslichen Lage. Hätte ich mich von den Kindern verspeisen lassen, dann wäre mein ganzes Volk, dann wären all die vielen tausend Ngukas überall, ohne König, ohne Führer, ohne Regierung, sozusagen kopflos untergegangen. Wer will das seinem Volk antun? Denkt doch an all eure Frauen und Kinder, Junge und Alte. Sie alle wären jämmerlich verdorben ohne einen König, der ihre Geschicke klug und

selbstlos lenkt, wie ich es tue. Es blieb mir deshalb nichts anders übrig als zehn meiner Freunde zu opfern, sie mögen in Frieden ruhen, damit das Volk seinen von allen geliebten König nicht verliert. Was für eine schreckliche Pflicht, die ich erfüllen musste. Wie grausam ist es, in einem Krieg König zu sein und zu sehen, wie einige der besten und tapfersten Mitstreiter für ihr Volk und ihren König das Leben hergeben als glorreiche Märtyrer. Amen.

Die Raupe Bila tut so, als würde sie weinen. Sie verbirgt ihr Gesicht in den Händen. Dann fasst sie sich wieder:

- Bila: Ich bin unschuldig, hohes Gericht. Ich habe es für mein Volk getan.
- Löwe: Ankläger. Darf ich sie bitten ihr Plädoyer zu halten. Was haben sie zu den Entgegnungen der Raupe Bila gegen ihre Anklage vorzubringen?
- Ankläger: Hohes Gericht. Man kann nicht immer nur das glauben, was so vordergründig richtig scheint. Man muss die Dinge etwas genauer kennen, um ein vernünftiges Urteil zu fällen. Es gibt keinen Raupenkönig, weil aus jeder Raupe einmal ein Schmetterling wird. Aus jeder. Auch aus Bila, der behauptet der König der Raupen zu sein.
- Löwe: Bila, sie haben das gehört. Haben sie dem etwas hinzuzufügen.
- Bila: Alles nur leere Behauptungen. Ohne die geringsten Beweise. Kann denn die Anklage beweisen, dass ich ein Schmetterling bin, oder aus mir einmal einer werden soll, wie diese Spinner behaupten.
- Löwe: Den Spinner nehmen sie zurück, Bila.
- Bila: Okay, den Spinner nehme ich zurück. Sagen sie stattdessen Fachleute. In Anführungszeichen bitte. Geht das?

Ankläger: Den Beweis werden sie sich selber liefern Bila. Es wird nicht lange dauern, dann hören auch sie auf zu fressen und sie werden unruhig und verwandeln sich in einen Schmetterling. Und dann wird ihr ganzes heuchlerisches Lügengebäude einstürzen.

Bila: Da können sie lange warten bei mir.

Ankläger Wir haben Geduld. Die Zeit ist auf unserer Seite.

Löwe: Ruhe. Ich bitte um Ordnung in der Verhandlung. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.

Damit verlässt der Löwe die Bühne. Ein emsiges Geplapper geht los. Aber schon nach einer Minute kommt der Löwe von der andern Seite wieder auf die Bühne:

Löwe: Erhebt euch zur Urteilsverkündung!

Er wendet sich zum Publikum, das bereits aufgestanden ist.

Löwe: Ihr dürft jetzt diesmal ausnahmsweise sitzen bleiben, sonst sehen die Hinteren nämlich nichts.

Der Löwe geht zu seinem Stuhl. Bleibt vor diesem stehen.

Löwe: Das Gericht hat in Erwägung aller hier vorgebrachten Argumente folgendes entschieden: Die Raupe Bila wird vorläufig von allen Anklagepunkten freigesprochen....

Buhrufe aus dem Publikum.

Löwe: ... Ruhe! Ich bin noch nicht fertig. Ich habe gesagt Bila wird vorläufig, ich wiederhole, vorläufig freigesprochen. Ist sie in einem Monat noch immer eine Raupe und hat sie sich also bis dann nicht in einen Schmetterling verwandelt, der so aussieht wie die Schmetterlinge da, die beteuern seine Eltern zu sein, dann müssen wir annehmen, dass Bila die Wahrheit gesagt hat und sie mit den Schmetterlingen nicht verwandt ist und deshalb auch für die Schmetterlinge kein Recht besteht, gegen die Raupe zu klagen. Verwandelt sich Bila aber in einen Schmetterling ist die Raupe schuldig und dann wird der Schmetterling Bila hingerichtet. Die Sitzung ist geschlossen!

Alle weg von der Bühne bis auf die Raupe Bila.

Bila: Ist doch alles prima gelaufen. Ich werde mich einfach weigern mich zu verwandeln in einen Schmetterling. Dann geschieht mir nichts und ich kann genau so weitermachen wie bisher.

Bila schaut um sich, wird nachdenklich.

Bila: Aber einen Monat noch Raupe sein? Wie macht man das denn, dass man sich nicht verwandeln muss in diesen dämlichen Schmetterling, der sowieso nur Nachts ein bisschen rumflattert und dann nach ein paar Tagen stirbt? Das ist doch kein Leben, sowas! Also ich bleib eine Raupe. Es gibt sicher Tricks, wie man das schafft

Bila ab von der Bühne. Kleiner fliegender Umbau auf der Bühne. Stuhl raus. Ein Becken wird reingebracht. Darin etwas Wasser gegossen. Eine

Kröte humpelt heran, setzt sich in das Becken. Kratzt sich am Bauch. Spuckt etwas Schleimiges aus. Das Publikum lacht vergnügt.

Von rechts kriecht die Raupe Bila auf die Bühne.

- Bila: Tag Kröte.  
Kröte: Tag Raupe.  
Bila: Schönes Wetter heute. Nicht wahr?  
Kröte: Zuviel Sonne. Zu trocken.  
Bila: Bist Du die Kröte Nzoki?  
Kröte: Erraten.  
Bila: Kann ich bei Dir etwas Zauberei bestellen?  
Kröte: Wenn Du bezahlen kannst, dann schon.  
Bila: Es ist nichts Grosses.  
Kröte: Was denn?  
Bila: Einfach ein Mittel, dass ich so bleibe wie ich bin.  
Kröte: Und wozu soll das gut sein? Du bist doch schon wie du bist.  
Bila: Ja, aber einen Monat lang.  
Kröte: Kapier ich nicht.  
Bila: Na, dass ich mich nicht in einen Schmetterling verwandle!  
Kröte: Ach soo! Hab ich ganz vergessen, dass Du ja bald eine Puppe wirst und dann aus der Puppe ein Schmetterling schlüpft. Ist bei mir eben anders. Aus einer Kröte schlüpft eben nicht plötzlich eine Schlange oder ein Vogel. Drum ist das auch etwas schwierig zu verstehen. Aber jetzt hab ichs begriffem. Also nochmals. Was genau willst du von mir.  
Bila: Ein Zaubermittel, dass ich mindestens einen Monat, aber lieber überhaupt für immer, eine Raupe bleibe und fröhlich wei-

terfressen kann während andere sich verwandeln müssen in diese Flatterdinger und sterben. Geht das?

Kröte: Joo. Es braucht einfach ein paar Zutaten und etwas Motivation.

Bila: Wieviel Motivation?

Kröte: Zehn.

Bila: Zehn was?

Kröte: Zehn solche wie du, vielleicht etwas kleiner, dass ich sie einfacher schlucken kann.

Bila: Kein Problem. Ich verrate dir wo sie sind. Du holst sie Dir selber. Sagst aber niemandem etwas. Klar?

Kröte: Ehrenwort.

Kröte ab. Becken weg. Bila mit einem Fläschchen in der Hand.

Bila: Ein Tropfen pro Tag. Wunderbar. Das reicht für Jahre. Jetzt bin ich wirklich der König der Raupen.

Erneut ein rascher fliegender Szenenumbau. Ein grosses rundes Nest aus Blättern wird auf die Bühne gerollt. Ein Dutzend rote Ameisen stressen darum herum. Eine Soldatenameise mit grossem Kiefer und Speer steht vor dem Eingang des Kugelhauses. Die grüne Ameisenkönigin tritt auf.

Makataka: Ich bin die Königin der Makambalas. Mich und mein Volk kennt ihr doch sicher. Man kennt alles, was man hasst. Nicht wahr? (Lacht teuflisch). Jetzt muss ich euch aber etwas erzählen. Kinder, Kinder. Ihr werdet es nicht glauben. Da kommt doch heute morgen eine riesige, fette Kaba zu uns auf den Mangobaum, wo wir unsere Zentrale haben. Mit

einer weissen Fahne, hoch erhoben. Damit wollte sie signalisieren, dass sie in friedlicher Absicht kommt, dass sie sich ergibt, aber dass sie mit mir reden möchte, mit der Königin der Makambalas. Eine Raupe! Versteht Ihr? Sowas wie die putzen wir doch sonst in einer Minute restlos weg. Und diese Raupe mit dem Namen Bila hat doch tatsächlich die Frechheit gehabt, einfach zu uns zu kommen, zu den gefürchteten Makambalas. Das hat sogar unsere Krieger beeindruckt. Hoppla, dachten sie, da hat aber einer Courage. Und sie führten die Raupe Bila zu mir. Ehrlich . Ich habe also recht gestaunt. Was diese Raupe wohl von uns will – rätselte ich, und was treibt die hierher? Ihr werdet es nicht glauben. Sie hat gesagt, (beginnt zu prusten ) .. sie hat gesagt sie (prustet und kann kaum weiterreden vor Lachen) sie hat gesagt sie suche .... sie suche Hilfe bei uns, weil sie nämlich von ihren eigenen Brüdern und Schwestern verfolgt wird. (Lacht teuflisch, auch während sie weiterredet) Ob sie bei uns ein Nest mieten könne, in welchem sie sicher sei! Bei uns! Sicher! (brüllt vor Lachen) bei den gefürchteten Makambalas. Ein Nest mieten als Haus für eine Kaba!

Die Ameisenkönig erholt sich langsam von ihrem Lachenfall. In diesem Moment bewegt sich im Inneren des Nestes etwas und die Raupe Bila streckt den Kopf raus:

Bila :            Was ist denn das für ein Lärm hier? Darf man nicht in Ruhe schlafen?

Dann sieht die Raupe Bila, dass die Makabala-Königin draussen steht. Bila kriecht aus dem Nest.

Bila: Königin Makataka. Ich habe nicht gehört, dass Du das bist.  
Makataka: Die nächste Rate ist fällig.  
Bila: Rate?  
Makataka: Für die Miete deines Hauses.  
Bila: Wieviel.  
Makataka: Zwanzig.  
Bila: Gestern waren es noch zwölf.  
Makataka: Die Zinsen haben etwas angezogen.  
Bila: Von mir aus. Ich sag wo sie sind. Ihr holt sie.  
Makataka: (gelangweilt) ... und wir reden nicht darüber.

Bila flüstert der Königin etwas ins Ohr. Diese ruft in der Ameisensprache. Die Ameisen sprinten los. Alles weg nach rechts. Zurück bleibt Bila. Streckt schläfrig die Arme.

Bila: Aber zuerst nehm ich jetzt noch ein Tröpfchen meiner Medizin.

Bila trinkt aus dem Zauberfläschchen. Und kriecht dann in ihr Makambalanest zurück. Zwei kleine Kabaraupen schleichen heran. Schauen ängstliche um sich, ob ja keine Ameise dageblieben ist.

Kaba1: Sie hat das Fläschchen ins Nest mitgenommen.  
Kaba2: Da kommen wir nicht hinein. Bila schlägt sonst sofort Alarm und dann kommen die Makambalas und dann sind wir tot.  
Kaba1: Aber wenn wir das Fläschchen mit dem Zaubertrank nicht haben, wird Bila weiter Raupe bleiben und am Schluss auf freiem Fuss bleiben, weil sie nicht zu einem Schmetterling wird. Und sie wird weiterhin tausende unserer Geschwister unseren Gegnern zum Frass vorwerfen und selber in

Saus und Braus leben.

Kaba2: Psst! Still! Die Makambalas kommen.

Kaba1: Wohin?

Kaba2: Gehen wir da auf diesen Ast. Von da oben können wir alles beobachten.

Der Baum von der ersten Szene wird wieder auf die Bühne gebracht, die beiden kleinen Kabas kriechen hoch und sind oben mucksmäuschen still.

Makambala1: War da vorher nicht was?

Makambala2: Ich habe nichts gehört?

Makambala1: Bila? Ist alles in Ordnung?

Bila: (aus dem Inneren des Nestes). Lasst mich schlafen!

Da kommt die Ameisenkönigin. Sie ist aufgebracht.

Makataka: Bila! Bila! (Sie klopft ans Nest)

Bila: Was ist los. Hab ich heute nie Ruhe?

Makataka: Bila, komm raus. Ich muss mit Dir reden.

Bila: Was ist denn das für eine Aufregung?

Makataka: Da war nichts.

Bila: Was, da war nichts?

Makataka: Da, wo du sagtest, waren keine Kabas, die wir in Zahlung nehmen konnten.

Bila: Keine?

Makataka: Keine einzige.

Bila: Also das kann ich mir nicht erklären. Aber keine Angst, es gibt noch andere, von denen ich weiss, wo sie sind.

Bila flüstert Makataka ins Ohr. Diese brüllt wieder Ameisenbefehle. Alles stürmt davon. Bila sinnierend vor dem Nest.

Bila: Die haben gemerkt, dass ich weiss, wo sie sind. Wenn ich hier bleibe, bin ich nicht mehr sicher. Ich haue besser ab.

Da regen sich die beiden Kabas im Baum.

Kaba1: Halt Bila! So kommst Du uns nicht davon!

Kaba2: Jetzt wird abgerechnet!

Doch da geschieht das Unerwartete; das nicht Programmierete und nicht Vorgesehene im Theaterablauf. Weil die beiden Jungs im knutschgrünen Kabakostüm auf dem Baum sich etwas zu hastig bewegt hatten, geriet das Baumgerüst in Schiefelage und als die Kabaschauspieler dies bemerken und auf die Gegenseite lehnen, um die Schräge auszugleichen, bricht knirschend der Ast, auf dem sie sitzen und beide fallen mit einem lauten Knall und einem Aufschrei zu Boden.

Alle sind geschockt. Das Publikum springt auf. Eine der gefallenen Kabaraupen beginnt zu weinen und zu stöhnen. Bila stürzt zu ihr. Pululu auch. Die Ameisen kommen, die Lehrer, der Erzähler. Alle drängen sich um die beiden abgestürzten Kabas. Aus den Reihen des Publikums stürmen die Eltern der Abgestürzten nach vorne. Ein richtiger Tumult. Dann verschafft sich direktor Pululu im Gedränge Platz, kommt an den Bühnenrand und winkt dem Publikum zu: "Nkatu diambu ! Es ist nichts passiert!", und eine Lehrerin kommt mit den beiden abgestürzten Kabas an der Hand nach vorne an den Bühnenrand. Die beiden sind noch etwas benommen vom Sturz aber sie lachen: "Kiluedika! Sie sind nicht verwundet", rief die Lehrerin, " nichts passiert!"

Ein grosser Jubel erhob sich. Ein Freudengeschrei aus tausend Kehlen. Applaus, Getrommel. Das war zwar nicht der offizielle Schluss, der vorgesehen war. Aber wer will bei einer Standing Ovation noch an's Weiterspielen denken? Alle waren froh, dass der Sturz gut ausgegangen war und das Ende der Raupe Bila konnte sich jeder leicht ausdenken. Die Eltern umarmten ihre Kinder, die mitgespielt hatten, viele davon als lebendiges Dekor: Blätter, Büsche, Blumen, Sterne. Man gratulierte sich und allen war klar: Das war der schönste Schluss, den man sich hätte denken können, ein richtiges Happy End.

Selbst das Aufräumen war wie ein Volksfest. Alle gingen spät am Abend ihres Weges, zu den Hütten, nah und weit von Kijela entfernt. Mit frohem Herzen über das gelungene Theater von Kijela.

## 12

Als es tagt - das war gegen 5.30 Uhr - kommen auch der Kulturchefbeamte und sein Chauffeur mit einem Motard zurück zur schlammigen Unfallstelle auf der RN16, wo ihr nicht mehr ganz weisser und nicht mehr ganz unverbeulter Toyota auf sie wartet. Man hat von ihnen nie mehr etwas gehört. Aber die Schauspieler des Ablenkungstheaters des Clans der Mpangu Mafuta Mansombi und des erfundenen Kannibalenstammes der Mafunga ba ntutu, werden noch heute wie Helden gefeiert.



## KIRSTEN GOLDINGER

Ich habe damit angefangen als ich wegzog von zuhause. Ich hätte mich nicht getraut das zu tun in der Nähe von dem Ort, wo man mich kennt. Das wäre mir viel zu peinlich gewesen. Aber nicht weil ich mich schäme das zu tun. Scham, das ist etwas anderes. Man verwechselt das gerne. Es ist ja eine Arbeit, wie jede andere. Dafür muss man sich nicht schämen. Aber man belastet mit einem Beruf in dieser Branche die Familie, weil die Tätigkeit sozusagen familienfremd ist. Ich kenne Frauen, die können mit ihren Familien offen darüber reden. Alle wissen es, ohne ein Theater daraus zu machen, oder mit blöden und abfälligen Bemerkungen daher zu kommen. Das ist aber sehr selten.

Also ich wollte es gar nicht erst versuchen. Ich habe gemerkt, dass es mir keine Mühe macht, mich zu bleiben in diesem Job und mich auch abzugrenzen gegen die Jungs, den Veranstalter und die Zuschauer, so dass ich in meinen Entscheidungen frei blieb. Ich hab' nie lange Engagements angenommen, oder regelmässige Jobs. Ich wollte frei sein; jedesmal von neuem Nein oder Ja sagen können, wenn ich fand, dass es für mich gerade Sinn macht.

Meine Gage war von Anfang an so, dass es reichte, ein zweimal pro Monat einen Auftritt zu machen. Wenn man bedenkt, dass das jeweils ein Programm von einer halben Stunde war, habe ich da sehr viel Geld verdient. Ich habe auch immer mit demselben Veranstalter zusammen gearbeitet. Das hat sich eingespielt und man musste nicht viel erklären. Eigentlich war auch das Programm immer dasselbe. Und das war nicht kompliziert. Nur die Jungs wechselten manchmal. Aber ich hatte mit ihnen nichts zu tun. Auch nicht mit ihrer Auswahl und ihren Engagements. Der Veranstalter hat sie angeheuert und gefeuert. Ich wollte mit den Jungs keinen Kontakt haben. Ich hatte kein Bedürfnis. Ja, vielleicht ein-, oder zweimal. Aber ich habe mich nicht darauf eingelassen. Es war ein Job und das war's. Die meisten Jungs haben das natürlich nicht verstanden. Auch viele Frauen

nicht. Vielleicht aber wollten sie auch einfach nicht. Ich verspürte keine Lust ihnen das zu erklären.

Ich hatte keine Mühe, mich auszuziehen und mit zwei Jungs auf einer hell erleuchteten Bühne vor Publikum etwas rumzuturnen, mal so mal so und dann dies und das. Und ich trug ja stets eine venezianische Maske und eine dunkle Perücke. Es gab nichts zu reden. Und auch die Kamera störte mich nicht. Es gab ja nichts zu verstecken. Aber es sollte gut aussehen. Und die Zuschauer sollten auf ihre Rechnung kommen. Das war die Einstellung. Ich weiss nicht ob man von Ästhetik reden kann, aber es sollte weder primitiv, schmutzig, brutal noch puffig, rotplüschig, oder federboanuttig daher kommen. Natürlichkeit ist ein doofes Wort, wenn man etwas ganz absichtsvoll auf der Bühne inszeniert, aber vielleicht sollte es wie echt aussehen. Ja, "echt", ist glaube ich das passende Wort. Aber es war nicht meine eigene Echtheit gefragt, sondern vielmehr galt es heraus zu spüren, was wohl die Besucher für "echt" halten an sowas. Ich glaube wir haben das ganz gut hingekriegt. Als wir nach zwei drei Auftritten das Programm und den Ablauf fixiert hatten, haben wir es eigentlich immer gleich durchgezogen. Oft waren Stammgäste da. Sie haben sich nicht daran gestört, dass wir das Programm unverändert liessen. Die meisten haben von allen Shows sogar die Videofiles gekauft. Es gab also keinen Anlass etwas zu ändern.

Der Besitzer des Etablissements berichtet:

Kirsten kam das erste Mal an einem Mittwoch zu mir. Sie hatte sich angemeldet als neues Modell. Ich kann mich genau erinnern. Als sie herein kam dachte ich: "Wow! Was für ein hübsches, abenteuerliches Mädchen, mit dem kecken Blick, der blonden Mähne, den stahlblauen Augen und dieser schlauen Natürlichkeit einer Bauerstochter." Und natürlich beeindruckte mich ihre Superfigur. Da schau ich stets zuerst darauf, weil das ja auch bei meinen Kunden so ist. Sie hatte zwar keine grossen Brüste, aber eine sehr subtile Weiblichkeit. Mehr in der Art wie sie sich bewegte, elegant aber ungekünstelt wie ein Katze, geschmeidig. Ohne zu viel vordergründige Be-

wusstheit. Es war kein Panzer über Unsicherheiten gestülpt. Sie war fast ungeschminkt. Wie soll ich sagen? Viele Frauen – gerade, wenn man sie genauer anschaut, beginnen unter dem Scheinwerferlicht des fremden Blickes sich geplamt zu bewegen mit einer Überdosis Selbstkontrolle. Das wirkt meist steif, auch wenn man versucht, dabei locker und cool zu scheinen. Oder vielleicht gerade weil man versucht locker und cool zu sein, wird man verkrampft und stolprig. Und etwas hilflos. Das war bei Kirsten anders. Klar wippte sie auch mit den Hüften, damit man sieht, dass sie mit den Hüften wippt, aber sie machte sich nicht zum Affen, sondern behielt diese Natürlichkeit, als ob es völlig unbewusst geschähe und als ob es einfach so aus ihr heraus käme. Man kann Coolness eben nicht machen. Man muss es haben. Das sieht man sofort.

Gerade beim ersten Auftritt, oder beim Vorsprechen und dem Casting ist immer eine Erwartungshaltung im Raum. Es ist schwierig, sich da locker und legère zu verhalten. Selbst ich bin ja als Besitzer dieses Clubs verklemmt, wenn sie so wollen. Ich weiss ja nicht wer kommt und muss also reserviert sein, um nicht Enttäuschungen zu erleben und um diese Distanz zu wahren, die nötig ist, um ein vernünftiges Urteil zu fällen. Ich bin ja auch ein Mann. Und ich weiss, wie Frauen auf uns wirken können. Allerdings die Frauen wissen es auch. Das ist ja das Thema hier, nicht wahr? Diese Anziehung, die zunimmt beim Ausziehen. Den Spruch hab ich von einem Kollegen. Das habe ich nicht selber erfunden.

Ich weiss nicht wie offen man hier reden darf. Machen wir es doch so: Sie geben mir ein Handzeichen, wenn ich mich zurücknehmen soll. Aber sehen sie: Man muss halt darüber reden.

Es ist doch etwas wie Essen und Schlafen. Das gehört zu jedem Menschen dazu. Und das gäbe es uns ja gar nicht. trotzdem ist es jedes Mal wieder ein grosses Mysterium, wie diese Spannung und diese mächtige Anziehung zwischen den Geschlechtern zustande kommt. Man hat in der ganzen Menschheitsgeschichte immer wieder versucht, die Energie dieses Mysteriums für Machtspiele zu nutzen; die Kirche, der Staat, die Modeindustrie, Hollywood! Fast alle leben davon, das Mysterium der Anziehung

zwischen Frau und Mann als Energiequelle für ihre Interessen anzuzapfen. Ich finde, dass das Wort Trieb deshalb die Sache sehr gut trifft. Es ist eine Triebkraft, eine manchmal zerstörerische auch. Eine, die gelegentlich schwierig zu kontrollieren ist. Und nirgends lehrt man uns in der Schule oder im Elternhaus, richtig damit umzugehen. Ich meine: vernünftig.

Was habe ich in meiner Branche nicht alles gesehen! Kaum einer hat es geschafft, vernünftig mit der Urkraft umzugehen, die sein Business antreibt. Und dann haben sie sich in irgendwelche liederliche Beziehungen verstrickt, in obskuren Deals verheddert, oder sie haben sich selber zottig benommen und den Respekt verloren vor den Menschen, vor Frauen und Männern, vor Mitarbeitern und Kunden. Und sie wurden gleichsam zermahlen und verschlungen von dem eigenen Getriebe, das sie installiert hatten. Aber klar, wenn eine solche Frau wie Kirsten auftritt, ist es auch schwierig. Da bleibt niemand unberührt.

Auch ich nicht. Aber ich war insofern vorbereitet, als dass ich schon etwas älter bin, das Risiko kannte und nicht unterschätzte. Ich war immer ein grosser Fan der griechischen Mythologie; Homer, Odysseus, die Argonauten und all diese Göttergeschichten. Da steckt soviel Weisheit dahinter, ohne Prüderie, ohne Bigotterie und ohne Priester, die in Mäntelchen der unverdorbenen Heiligkeit kleine Knaben und Mädchen vergewaltigen, nur weil sie nicht gelernt haben, sich ordentlich einen runterzuholen, wenn Gier und Lust ihre armen zölibatären Seelen ergreift.

Von daher habe ich auch Hochachtung vor meinen Klienten. Sie sind meist da, um sich durch die Vermittlung der Aufführung zu erleichtern vor dem Überdruck des Triebes. Ich glaube dass viele dadurch eine vernünftige Kontrolle über die Grundantriebe ihres Lebens erlangen. Klar gibt es Leute, die sagen, dass der Überdruck gerade durch unsere Branche erzeugt werde. Aber das halte ich für falsch, frömmlicherisch und heuchlerisch. Und es gibt immer noch solche die behaupten, das Onanieren sei schädlich und raube dem Körper und der Seele wichtige spirituelle Energien und so weiter. Das kann ich überhaupt nicht bestätigen aus meiner Lebenserfahrung. Es ist ja so, als würde man behaupten, Entspannung mache krank.

Ein Besucher berichtet:

Niemand weiss, dass ich da hingeh. Nur ich. Deshalb komme ich von etwas weiter her als vielleicht die meisten. Und das ist mir lieb so. Ich finde sympathisch, dass man von aussen gar nicht sieht, was da drinnen in dem Haus passiert. Es braucht diese Anonymität. Mir behagt das jedenfalls, dass man nicht ausgestellt ist, schon beim Weg hierher, wie sonst oft in den Rotlichtvierteln, wo du auf Schritt und Tritt angemacht wirst. Das meide ich. Ich glaube auch, dass es dem Rotlichtviertel selber schadet, denn es gibt Leute, die sich sehr unwohl fühlen, wenn sie durch einen schrillen Supermarkt von Bordellen getrieben werden. Wenn man das etwas natürlicher und weniger übertrieben machen würde, könnten sich mehr Menschen angesprochen fühlen, weil es irgendwie respektvoller zu und her ginge.

Deshalb suchen die meisten solche Anlässe, wie den hier im Club 18 nicht mehr draussen auf. Weshalb soll man da hin gehen? Man kann das selbe ja zuhause auf seinem Computer und auf dem Superwidescreen 8K Fernseher anschauen.

Aber es ist schliesslich eben doch entscheidend etwas anderes. Es ist dieses Live-Erlebnis. Es passiert hier und jetzt in meiner Gegenwart passiert. Dennoch versinke ich in der Sicherheit des Zuschauens. Das ist schwierig zu erklären. Natürlich stören manchmal die anderen Zuschauer, wenn sie blöd kommentieren, rumfummel und abrübeln wie die Irren. Aber das gehört ja irgendwie dazu. Es gibt einige, die in kleinen Gruppen kommen, Kollegenabend, wie sie es nennen. Aber viele sind alleine wie ich. Höchst selten eine Frau oder ein Päärchen. Ich habe nicht den Eindruck, dass sie alle primitive, hässliche Trottel sind. Man würde staunen, wenn man sähe, wer da alles sitzt. Ich glaube es sind auch nicht nur Männer, die keine Freundin haben und keine Gelegenheit zu Sex, im Gegenteil.

Ich habe mich dabei ertappt, dass ich eigentlich wegen dieser Frau komme. Ich weiss ja bis heute nicht, wer sie wirklich is, und wie sie heisst, aber ich komme wegen ihr. Ein-, zweimal war ich auch an einem anderen Abend da, aber es fehlte dann etwas.

Bei vielen Besuchern ist es wahrscheinlich so, dass sie am Schluss des Abends einen Memorystick mit der Aufnahme kaufen und sich danach zuhause einen runterholen. Man darf doch hier so offen reden, oder? Das ist bei mir genau so. Ich habe das nicht mal mit meinen Freundinnen geteilt, diese Geschichte war immer etwas ganz Privates. Ich habe einmal versucht einer Freundin davon zu erzählen. Aber es gab nur Missverständnisse und Ärger. Und es hat niemandem etwas gebracht.

Ich habe sowieso die Ansicht, dass jeder seine Geheimnisse braucht. Das fördert die Anziehung zwischen Partnern, dass sie sich selber bleiben dürfen mit ihren Geheimnissen. Von vielen schönen Dingen, denen man begegnet, will man nicht zuviel wissen. Man freut sich ja einfach daran, dass sie da sind. Und wir mit ihnen. Das, was die Menschen zusammenhält, ist nicht, dass sie alles übereinander wissen, sondern dass man die Geheimnisse des anderen respektiert.

Es geht ja auch niemanden etwas an, wie ich mit meiner Sexualität umgehe. Ich habe auch nicht den exhibitionistischen Trieb, es jedem zu erklären, der es nicht wissen will. Aber sehen sie: Ich habe mit meinen neunundfünfzig Jahren herausgefunden, dass es ganz gut ist für einen Mann, wenn er gelernt hat, mit seinen Hormonen umzugehen. Und zwar aktiv. Ich habe mir früher oft vor einem ersten Date, oder ein intimen Meeting mit einer Frau einen runtergeholt. Danach konnte ich viel unbelasteter, ruhiger, offener und cooler in ein Techtelmechtel gehen. Der Trieb fuchtelte dann weniger in den Gesprächen herum, denn das ist meist recht unsexy ist. Ich weiss nicht, wer das gesagt hat, auch nicht einmal, ob es überhaupt wahr ist, aber ein römischer Kaiser soll einst dem Senat empfohlen haben, dass sich jeder Senator zuerst einen runterholen soll, bevor er zu einem Krieg gegen andere aufrufe. Meist sehe nach der Erleichterung die Entscheidung nämlich ganz anders aus. Das finde ich sehr treffend ausgedrückt. Wenn Du siehst, wie viele Kriegsgurgeln bloss rattenscharf mit Hormonen geladen sind, meine ich, dass, wenn man ihnen von Staates wegen einen runterholen würde, es die effizienteste Form von Abrüstung und Friedenspolitik wäre. Sorry dass ich abgeschweift bin.

Einer der Jungs:

Wir wussten nicht, wer diese Frau ist. Nicht mal ihren Namen konnten wir. Der Veranstalter sagte klipp und klar, das ginge uns nichts an. Er sagte ich solle die Show ein Mal anschauen und ihm dann sagen, ob ich mir dies zutraue. Ich fand das echt scharf. Ob ich dies wohl schaffen würde? Da war ich mir gar nicht so sicher. Angst ist das falsche Wort. Ich war nicht blockiert, aber gespannt und herausgefordert wie vor einem Fußballmatch gegen einen gut trainierten, starken Gegner. Verstehst Du? Ich habe es dem Veranstalter – glaube ich – ziemlich genau auch so gesagt. Er fand es okay und gab mir eine Chance. Das erste Mal habe ich mich fürchterlich blamiert, weil ich dummerweise schon nach zehn Minuten kam und danach schlaff war bis fünf Minuten vor Schluss. Es gibt ja bei uns Männern diesen "Point Of No Return", diese paar Sekunden vor dem Orgasmus, wo du danach nicht mehr bremsen kannst. Wenn Du diesen Schwellen unvorsichtig überschreitest, an der du den Schuss noch zurückhalten kannst, ist es zu spät. Genau so war es. Anfängerfehler. Aber mein Kollege war sehr hilfreich und auch die Frau realisierte sofort, dass es einen Programmwechsel gibt. Sie haben alles kunstvoll überspielt. Im Publikum hat es vermutlich niemand mitbekommen. Zum Glück sieht man die vielen Männer im Publikum nicht, weil es dunkel ist. Das hätte mich gestresst. Ich war ja kein Profi. Ich habe es auch nie geschafft, in die Szene richtig rein zu kommen. Da brauchte man andere Typen als mich. Ich glaube ich nahm das irgendwie zu ernst. Aber egal.

Es gab also keinen richtigen Kontakt zu der Frau. Es ging nur um ihren Körper und was wir damit anfangen. Das war aber auch sehr spannend. Sicher hatten wir Jungs mehr Spass daran als die Frau. Wobei ich das nicht so genau weiss, aber irgendwie waren wir ja auch nicht unbeschriebene Blätter und hatten schon unsere Erfahrungen. Von daher nahm ich an, dass diese Frau sich sehr gut unter Kontrolle hatte, obschon sie gar nicht verkrampt wirkte, sondern manchmal richtig Spass zu haben schien. Aber gekommen sind nur immer wir Jungs. Das musste auch sein. Es war Teil des Programms. Psychologisch gesehen ist das gar nicht so einfach. Sobald der Kopf da reinfunkelt ist Schluss. Das ist heute mit den blauen Pillen

etwas leichter geworden. Vermutlich ist dabei aber auch etwas auf der Strecke geblieben. Wenn man so will ist es doch ein Spiel mit den Hormonen. Da reinzugrätschen mit Chemie ist vielleicht nicht die beste Strategie, wer weiss?

#### Die Kamerafrau:

Rein filmisch gesehen, war der Job auf den ersten Blick höchst langweilig. Im Prinzip bestand die Aufnahme ja nur aus einer einzigen Einstellung mit fließenden Wechseln der Kamerapositionen. Aber es ist erstaunlich, wie ein solches, sagen wir es doch "primitives Thema", plötzlich zu einer Herausforderung wird. Ich habe erst nach der fünften Show gemerkt, dass ich selber Teil der Aufführung bin. Stellvertretend für die hundert Männer im Saal mir, durfte ich mir das, was da geschah, aus der Nähe anschauen. Sie hingegen mussten sitzen bleiben. Als ob ich stellvertretend für sie um die Frau und die beiden Jungs herum gehen würde, schaute ich mir die Szene genau an. Von da an wurde mein Stil weniger zufällig. Ich habe versucht, diese männliche Betrachterrolle zu erforschen. Aber zugleich habe ich mein eigenes Interesse an dem, was da abging, dokumentieren wollen. Als Kontrapunkt sozusagen. Schlussendlich fand ich einen filmischen Rhythmus, der abwechselnd die Sichtweisen von Mann und Frau einnahm. Das tönt jetzt alles sehr schwülstig und kopflastig. Wahrscheinlich für viele auch wie eine Ausrede. Es war ja einfach ein Pornofilm, nichts anderes. Aber schauen sie sich einen der Filme mal an und wir können dann über die Einstellungen, die Länge der Einstellungen und über den Wechsel von Totalen, Nahaufnahmen und Details lange Diskussionen führen. Die Grundfrage bleibt dabei, ob wir den ultimative Kick filmisch schaffen – mir fällt jetzt gerade kein besseres Wort ein – und an die lebendige Spannung dieser physischen Begegnung einer Frau mit zwei Männern heran zu kommen. Wir versuchen dem Zuschauer dieses Menschliche zu geben, das wir ja aus unserer eigenen Erfahrung kennen. Ich war ja in den Vierzigern, als ich zum ersten mal diesen Job machte. Ich habe auch schon einiges erlebt als Frau. Ich habe viel ausprobiert und zwar nicht virtuell. Das kam mir sehr zu Hilfe bei diesen Dreharbeiten.

Ich habe zahlreiche Filme gesehen, wo es mir gleich ablöscht, weil einfach filmisch eine solche Lieblosigkeit, ja Verachtung, Hass, vielleicht auch Neid und Missgunst gegenüber den abgebildeten Personen zu Tage tritt, dass man mit Fug und Recht sagen kann, dass es auch eine filmische Gewalt gibt. Ich bezeichne diesen Stil als Schlachthausromantik. Nicht, indem man Gewalt filmt, sondern damit, dass das Filmen gegenüber der Sache gewalttätig und unmenschlich ist, eine gewalttätige Filmsprache sozusagen. Mit unwürdigen Einstellungen, unvorteilhaften Szenen, also wo man versucht den Akteuren ihre Würde zu nehmen und sie in ihrer Nacktheit zu einem Punkt zu treiben, wo es ihnenauch noch das Kleid ihrer Seele vom Leib reißt. Irgendwie so. Das tönt esoterisch. Ist es vielleicht auch. Ich meine damit, dass ich nun einmal so frech bin anzunehmen, dass es die meisten Menschen so wie ich sehen. Es ist nicht antörend, wenn andere wirklich erniedrigt und wirklich geschlagen und wirklich missbraucht werden. Leider gibt es viele Filmerinnen, Filmer, Fotografinnen und Fotografen in diesem Gewerbe, die die Grenze zwischen der Realität und dem, was wir Liebespiel nennen, nicht respektieren. Wahrscheinlich sind es einfach verrohte Charaktere, welche durch ihren Job zwanghaft eine eigene Aggression abarbeiten an den Akteuren. Das kommt mir jedenfalls so vor.

Es ist nicht alles mit Dilettantismus entschuldigt. Bis zu einem gewissen Grad gilt dies ja auch für viele Modelle in dieser Szene und zwar Männer wie Frauen. Aber auch sonst. Gilt das nicht genauso in unserer Geschäftswelt? Wieviele wollen nur Chefs werden, damit sie auch mal mit den Untergebenen böse und ungerecht sein dürfen und um ihre eigenen Traumatas an Unschuldigen abzuschleimen? Indem sie nämlich genau das-selbe tun, was sie erfahren haben; andere kränken, erniedrigen, bloss stellen.

Die Kamera ist eine Waffe, die man gegen das Objekt verwenden kann; indem man Wertungen macht und Urteile fällt. Auch filmische Hinrichtungen, wenn man so will. Wo man mit der Filmsprache das Objekt umbringt. Das geht. Da muss man nicht Filmtheorie studiert haben, um zu dieser Einsicht zu gelangen.

Es kommt noch etwas dazu, das gerade bei diesem Programm mit die-

ser Frau und den zwei Jungs ganz wichtig ist, nämlich die Tatsache, dass es eine Liveaufnahme ist, man also nicht Dinge raus schneiden kann, die einem nachträglich als zu deftig oder deplatziert erscheinen. Es muss also bei der Kameraführung eine gewisse Vorsicht und Voraussicht regieren. Etwas, was ich mit Neutralität bezeichnen möchte. Keine plumpen subjektiven Blickwinkel der Teilnehmer, aber auch nicht einfach das Bild, das jeder der Besucher des Programmes von seinem Sitz aus sehen kann, sondern Bilder liefern, die die Gesamtheit des Ereignisses dokumentieren; manchmal bis hinaus ins Dunkel des Saales, natürlich ohne das Risiko einzugehen, dass man dabei jemanden erkennen kann. Es sollte ein Abbild der Ereignisses sein, unter Einhaltung der Urregeln des Theaters: Einheit von Zeit, Ort, Personen.

Am Schluss aber liegt auch beim Film der Film im Auge des Betrachters und es gibt sicher sehr viele, die sagen werden, wenn sie meine Aufnahmen sehen: Ein ganz simpler Pornofilm. Nichts besonderes.

Ich kann damit leben.

Ich glaube, dass der Veranstalter meine Filmsprache geschätzt hat. Die Kunden ja auch. Es war ganz aussergewöhnlich, wieviel Erfolg wir rein monetär damit hatten. An jedem Abend mit dieser Frau wurden in der Regel mehr als fünfzig der Memorysticks, die live geladen wurden, verkauft; für fünfzig Franken pro Stück. Man muss sich vorstellen, dass also die Bilder meiner Kamera in realtime parallel auf hundert Memorysticks aufgenommen wurden, die man sofort nach der Show mit nach Hause nehmen konnte. Der Veranstalter hat aber das gute Geld, das er verdient hat, auch investiert in den Laden. Das merkte man. Das war ein piekfeines, sauberes, extrem cool eingerichtetes Lokal mit einer ausgeklügelten Privatheit für die Besucher. Am meisten Geld hatte der Veranstalter zum Glück in ein Top professionelles Bühnenlicht investiert. Das vergisst man ja sonst immer. Es reicht nicht, möglichst viele Kilowatt voll auf das Objekt zu schmeissen. Die Beleuchtung war sehr sorgfältig geplant und wir hatten ein seidenweiches, klares Licht, ohne harte Schatten, mit langsam fließenden Übergängen zwischen insgesamt drei sorgfältig eingeleuchteten Szenen, die per Computer ablaufen und mit dem Programm abgestimmt waren. Ich kenne keinen an-

deren Schuppen dieser Gattung, der daraus eine solche Kunst gemacht hat wie dieser Veranstalter. Er wurde auch belohnt dafür. Das hat mich gefreut. Ich habe selber auch gut davon gelebt während den drei Jahren, wo ich das gemacht habe. Dann hat die Frau leider aufgehört. Ich weiss nicht wer sie war. Und ich habe nie mit ihr gesprochen.

Die ganze Show und alles rundherum hat nur wegen ihr funktioniert. Das war irgendwie magisch. Man kann das schlecht rüber bringen mit Worten. Sie hatte einfach diese extrem selbstbewusste, verführerische, aber elegante Art. Ich habe seither nie mehr sowas gesehen.

Es gab eigentlich keine einzige Einstellung, in der sie trotz der Explizitheit nicht schön wirkte und nicht anziehend. Wenn ich Poetin wäre, könnte ich es vielleicht besser sagen.

Kirstens Exfreund berichtet:

Ein halbes Jahr hatte Kirsten ihre Auftritte vor mir verheimlicht. Nicht aus böser Absicht, wie ich weiss. Es ging mich ja auch nichts an. Es war ihr Leben und sie darf Geheimnisse haben. Aber irgendwann war sie es, die es erwähnte. Ich weiss noch genau, wann es war und wo.

Das erste, was mir danach in den Sinn kam, war, sie zu fragen, ob sie es denn geil finde mit den zwei Jungs rumzumachen. Sie sagte dazu: Nicht wirklich. Aber damit konnte ich nichts anfangen. Und sie merkte, dass es offenbar in eine falsche Richtung ging und sagte dann: "Ja, das ist auch geil, wie mit Dir." Aber es ist etwas geblieben von diesem Moment an, das man vielleicht mit Eifersucht in eine Schublade packt, aber was den Kern überhaupt nicht trifft. Es war eher Neid würde ich heute sagen. Aber ein bewundernder Neid, nicht Missgunst, ein freudiger Neid, dass sie so souverän mit dem umgehen konnte und nicht im Geringsten darunter zu leiden schien. Sie hatte mir gegenüber kein schlechtes Gewissen. Neid ist vielleicht auch ein blödes Wort. Aber das Klischee mit Liebe und so? Ich weiss nicht, ob das weiter hilft. Was ist schon Liebe? Sie war jedenfalls keine Frau, die man haben konnte. Es gab an ihr nichts zu besitzen. Das habe ich schnell

gemerkt. Sie gehörte mir nicht. Sie gehörte sich selber. Das hat sie auch so anziehend gemacht. Ich war nicht der Typ, der auf Frauen stand, die sich hilflos geben und einen Sugar Daddy suchen, den sie abmelken. Aber irgendwann wurde sie mir zuviel. Sie war eine Frau, die einen Mann und Partner auf die Länge verunsichert, weil es mir schien, dass sie mich nicht brauchte. Ich habe dann gemerkt, dass ich eben doch ein Typ bin, der gerne gebraucht wird und ich mich deshalb immer selbst belogen habe, wenn ich behauptet hatte, ich bräuchte starke Frauen. Dazu war ich doch selber viel zu schwach. Oder ein Halbstarker. Heute kann ich dazu stehen. Damals hat es weh getan, als ich realisierte, dass es auseinander ging. Ich wollte es übertünchen, raus schieben, verdrängen. Das hat aber nichts gebracht nur verlängertes Leid.

Ich war fast froh, dass sie dann ging und mich wieder los liess, denn ich war völlig in ihr versunken und befangen. Ich habe damals gemeint, das sei Glück. Das sei Liebe. Für immer. Nicht dass sie meinen ich wisse es heute besser. Ach was! Höchstens anders sehe ich es jetzt. Ein bisschen anders. Vielleicht aber nicht mal anders. Egal.

Kirsten berichtet:

Es war der Veranstalter, der mich eines Tages fragte, ob man nicht ein Programm für Frauen machen könne. Nur Frauen würden dann zugelassen. Keine Typen. Er glaube, dass es dafür ein Bedürfnis gäbe. Er hätte aber keine Ahnung, was Frauen auf der Bühne sehen wollten. Ob ich mir dies einmal überlegen würde. Ich befragte mich, was ich denn selber gerne sehen würde. Auf einer Bühne. Ob man dazu Männer vorführen müsste? Oder nur Frauen unter sich? Also für Lesben, oder Transen? Ich kam nicht wirklich weiter. Ich merkte, dass fast alle Videos, die scheinbar für Frauen gemacht sind, in Wirklichkeit dennoch meist aus Sicht der Männer abgedreht wurden, zwar schon von Frauen als Regisseurinnen, aber ich fand da nur Weniges, was eine andere Handschrift trug als die der Sexfilme von Männern.

Mich hat immer gewundert weshalb so viele Frauen in Swingerclubs gehen. Einige davon kannte ich und ich habe sie auch befragt. Die meisten

sagten, dass sie es genössen, zu sehen, wie sie einen Mann nach dem anderen erledigen. Es war ein Gefühl von Stärke und Macht in diesen promiskuen Partys. Siegerinnen waren eigentlich immer die Frauen. Während die Männer einer nach dem anderen über kurz oder lang den Schwanz einzogen, oder an die Bar gingen, sagten sie.

Aber ob man sowas aufführen könnte auf einer Bühne? Ich zweifelte. Das Gefühl von Stärke und der Bezwingung des Mannes, wenn es denn das war, das die Frauen erregt: wie konnte man das darstellen? Ich hatte keine Ahnung. Ehrlich gesagt fand ich noch am Erregendsten die Vorstellung, dass ein maskierter Mann verführt und gebraucht wird bis er kommt und dann ein neuer vorgeführt wird. So ein bisschen wie Stiere auf einem Viehmarkt. Wo also die Initiative und Kontrolle sozusagen ganz bei der Frau liegt, oder besser gesagt: das Kommando. Und der Mann das Objekt ist, das die Frau benutzt. Eine Art lebendiger Vibrator.

Aber sie sehen schon: Das degradiert nun ganz deutlich den Mann und widerspricht offensichtlich einem Gefühl für Fairness. Ob Sex fair ist, ist sowieso eine interessante Frage. Und ob nur fairer Sex sexy ist, da habe ich meine Zweifel.

Ich habe auch einige Male schon das Gefühl gehabt, einen Mann missbraucht zu haben. Obwohl es mir selber sehr gefiel. Körperlich meine ich. Und vielleicht hatte ich damit seine Seele und seine Gefühle verletzt. Ich fand es trotzdem geil. Oder ich habe meine Anziehungskraft benutzt, um Dinge von einem bezirzten Kollegen zu erhalten, die ich mir gerade wünschte. Ich konnte da sehr kaltherzig und berechnend sein. Es tat mir manchmal leid, dass die Männer es nicht merken, oder es nicht wahrhaben wollten. Mir gefiel aber trotzdem, dass es funktionierte.

Andererseits habe ich auch schon aus reinem Mitleid einem Mann geholfen, seinen Stress abzubauen. Ich glaube dass das bei viel mehr Frauen der Fall ist, als man meint. Man redet nicht gerne über dieses Liebesopfer. Der arme Mann kann doch nicht anders. Also gibt man ihm ein Guetzli, dann hört er auf zu winseln. Aber sie hören: Das ist ja auch wieder so eine unfaire Einstellung, wo die Frau sich einen Mann hält wie einen Hund.

Gut dressiert. Folgsam. Sie bietet ihre Sexualität als Trost an, damit er an der Leine liegt.

Mir hat in Beziehungen das Sexuelle nie Mühe gemacht. Es hatte nie etwas mit Geben und Nehmen zu tun. Es funktionierte für sich. Mal lustiger, mal gewöhnlicher. Aber leider passen nicht bei allen Paaren die Rhythmen richtig zusammen. Das gibt Spannungen, gerade dann, wenn das Zusammensein auf Respekt und Rücksichtnahme basiert. Da haben es die Zwangspare besser. Sie haben kein Problem mit Freiheit, weil sie darauf verzichten. Dieses Problem konnte ich nie lösen. Vielleicht mal eine zeitlang aufheben. Aber es bleibt wohl ewig bei mir. Ich konnte keinen Mann leiden, der an mir klebt.

Wie war die Frage nochmals? Aha. Wegen dem Frauenprogramm. Wir machten keins. Es wäre auch unehrlich gewesen. Ich hatte keine Erfahrung mit Frauen und hatte auch nicht das Bedürfnis. Bis heute. Wer weiss was noch alles kommt.

Der Professor:

Ich komme aus der Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Darin war eines der viel zu wenig beleuchteten Themen die zunehmende Beschreibung intimer, sexueller Situationen in der Literatur - Themen die durch neuen Sprachgebrauch und neuen Wortschatz erschlossen wurden. Wobei man neu in Anführungszeichen setzen muss. Vieles davon ist aus der mündlichen Umgangssprache allmählich in den Schriftalltag aufgenommen worden. Erotische Schilderungen kennen wir bei Griechen, Römern, Ägyptern und vom Barock an boomend, als das Buch zum Massenmedium wurde.

Es sind ausschliesslich patriarchale Schilderungen. In praktisch keinem Schriftzeugnis vor dem 17. Jahrhundert finden sich Schilderungen sexueller Praktiken, die von Frauen und aus Sicht der Frauen verfasst wurden. Abgesehen von einzelnen mythologischen Geschichten der Griechen, die vielleicht noch aus der matriarchalen Vorgeschichte stammen. Dieses Knowhow,

wenn man so will, wurde nur mündlich weitergegeben. Es gibt ja auch keine matriachale Literatur, weil Matriachat fast als Synonym für Prähistorie zu verstehen ist. Der Aufbruch in den 60er Jahren, die sogenannte sexuelle Revolution, Hippiezeit usw, führte zur Etablierung von Darstellungen von Sexualität als Provokation der ungezähmten Jugend. Zuerst mit Bildern, Filmen, dann begleitend auch mit Heften, selten Büchern, manchmal Hörspielen, die aber nie im Radio gespielt wurden. Es war damals Untergundliteratur. Angeprochen waren in dieser Protestbewegung gegen die Kriege in Korea und Vietnam auch die sozialen Themen der Rassendiskriminierung, der Bürgerrechtsbewegung und die kriegstreiberische Prüderie der Regierenden. Make love not war. Das war sozusagen die Basis für die literaturwissenschaftliche Professur, die ausgeschrieben wurde. Wissenschaft hat doch immer versucht, sich aktuellen Themen zu widmen, die in der Gesellschaft Gewicht und Bedeutung gewinnen. Man wollte dies aber nicht soziologisch machen, sondern das Thema ergründen mit der Frage, wie das Denken des Menschen mit Formulierung, Sprache und Schrift in diesen Bereich leuchtet, der bisher der mündlichen Überlieferung überlassen war. Man hat das auch unter dem Stichwort Sexualisierung der Sprache gemeint. Vor allem in der Werbung, die solche Anreize brauchte, zuerst nur im Bild aber dann zunehmend auch in Schrift und Wort, um eine neue Generation von Kunden zu erreichen.

Aber nun habe ich genug zur Vorgeschichte geredet. Vielleicht nur noch dies. Als ich die Ausschreibung für die Professur sah, die damals noch unter dem Titel "Sexualität und Sprachgebrauch" lief, habe ich nicht sogleich reagiert. Erst nach einem Gespräch mit meiner Frau Marie habe ich dann entschieden, mich zu bewerben. Zum Glück konnte ich den Titel ändern: "Sprache der Pornographie". Das war knalliger. Und gab natürlich zu reden. Es führte aber auch dazu, dass die Vorlesungen in den grössten Hörsälen stattfinden mussten. Das blieb so bis zum raschen Ende nach zwei Jahren. Dazu vielleicht mehr später...

Nein, ziehen wir das doch gleich vor. Was die Grundkritik war an meiner Arbeit und der Arbeit der vielen Dutzend Studentinnen und Studenten, die mit ihren Seminararbeiten aktiv teilnehmen, war, dass meine Leh-

re unstatthaft die Distanz zur Sache verwische, indem der Studierende mit seinen privaten Ansichten einbezogen würde. Das heisst, dass man nicht ertragen konnte, dass Studentinnen und Studenten die Sache der "Sprache der Pornographie" in ihrem eigenen Leben reflektieren konnten. Logisch. Es ging doch um Sexualität und Sprache und beides sind nun mal Dinge die jeder mitbringt. Ein etwas seltsamer Vorwurf also. Aber bezeichnend.

Eines der Aufsehen erregendsten Projekte nannten wir "Wortfindung im Wortlosen". Das tönt sehr akademisch und war eine absichtsvolle Tarnung. Damals schon ging es nämlich los mit der hinterhältigen Hetze und Gerüch-  
teverbreiterei gegen uns. Ich hatte ständig Besuch von Theologen, Bildungspolitikern, Psychologen, Soziologen und anderen besorgten Akademikern mit meist unerwünschten, ungefragten, sehr negativen Einstellungen zur Thematik. Jedenfalls das Gegenteil von liberal, weltoffen, aufgeschlossen und zeitgenössisch. Meist sehr dogmatisch, im Sinne von: Das darf man nicht. Das haben wir noch nie gemacht. Das geht nicht. Weg damit.

Andererseits hatte jedoch der öffentliche Diskurs den Zusammenhalt innerhalb unseres Institutes erhöht. Es war eine aufregende, intensive und spannende Zeit mit vielen, fast endlosen, aber doch fruchtbaren Diskussionen und auch zahlreichen wertvollen Beiträgen der Jungen, die ihre Lebensrealität im Hinblick auf Sexualität nicht mit den Vorgaben der Eltern in Einklang bringen konnten und deshalb selber darum rangen, mit der Sprache Licht ins neue Ungewisse zu bringen und dabei merkten, wie uns da oft die richtigen Worte fehlen.

### Die Studentin

Als ich die Themenliste der Seminare an unserem Institut erhielt, überlas ich zunächst "Wortfindung im Wortlosen". In meinen Ohren klang das nach einer staubigen, hölzernen, blutleeren Theologiestunde. Es gab ja sonst noch viele spannende Themen. Erst beim zweiten Durchlesen - weil ich nicht wusste, wo ich gerne mitmachen wollte - stiess ich nochmals auf den Se-

minartitel und las den kurzen Text dazu: "Objektivität und Subjektivität im Kontext einer real stattfindenden, standardisierten sexuellen Handlung."

"Wie?", dachte ich, "Worum geht es da?" Was meint man da wohl mit "real stattfindender, sexueller Handlung"? Ich wollte es genauer wissen. Das Seminar wurde von einer Frau geleitet. Sie war ziemlich durchschnittlich, nett, unaufgeregt, gegen die Dreissig. Ich besuchte sie, um mehr zu erfahren und sie sagte, es ginge um eine Studie, die untersucht, wie eine bestimmte Anzahl von Studierenden eine sexuelle Szene, die real stattfindet, beschreiben und persönlich darüber reflektieren. Die Seminararbeit beinhalte Analysen von Wortschatz, Satzbau, Assoziationen und Bewertungsmustern. Die Teilnehmer gehen an eine Art pornografisches Theater, danach schreiben sie - anonym natürlich - einen in der Länge limitierten Text von 500 Zeichen zur Handlungsbeschreibung und 500 Zeichen zur persönlichen Reflexion über das Gesehene/Erlebte. Der Rest sei Diskussion, Definition eines Kriterienrasters, Auswertung usw. Ich sagte gleich zu. Zum Glück, denn das Interesse war so überwältigend, dass nur ein Viertel aller Anmeldungen zu diesem Seminar berücksichtigt werden konnten. Es waren nicht mehrheitlich Männer, wie ich später von der Seminarleiterin erfuhr. Ziemlich genau Fifty-Fifty. Ein Highlight meiner studentischen Zeit.

Wir erhielten ein Ticket zu dem Programm im Club 18 mit einer Frau als Hauptdarstellerin, deren Name ich nicht kenne. Man sagte mir, sie sei ziemlich berühmt für diese Show mit zwei Jungs. Ich konnte mir damals nicht genau vorstellen, was mit berühmt gemeint war. Ehrlich gesagt erwartete ich nicht viel mehr als einfach eine pornografische Show. Der Schuppen sei sauber, modern und sehr angenehm privat. Man sei als Besucher nicht ausgestellt. Das hat mich beruhigt. Ich war aber dennoch ziemlich nervös. Es war das erste Mal, dass ich bei sowas zuschaute. Ich meine man hat heute als junger Mensch schon viel gesehen und ein paar Dinge auch selber ausprobiert. Aber alleine am Abend da hin zu gehen war schon speziell. Ausserdem bin ich ja eine Frau und ich habe mir vorgestellt, dass da ausser mir nur vernachlässigte, alte, ausgehungerte Männer sitzen, die mich angeifern.

Ich kannte das Gebäude, in dem das Etablissement 18 war. Es lag gerade neben der Einwohnerkontrolle der Kantonalen Verwaltung, wo man Pässe und Identitätskarten ausgibt. Unweit war auch die Universitäts-Bibliothek und ein schickes Möbelgeschäft. Einmal war ich da auch in einer Bar mit einer Freundin und in einem Vegi-Laden. Von der U-Bahnstation Schiefes Tor sind es wenige Schritte durch die belebte Innenstadt. Nichts von Rotlicht-Viertel. Kein Schmuddel. Keine Nutten im Fenster. Der Eingang war der eines Bürohauses mit vier Liften. Man solle in den vierten Stock fahren hiess es auf der Einladung. Da war im Lift nichts dazu angeschrieben. Beim Aussteigen im Vierten Stock auch nicht. Nur auf einem Schild mit der Nummer 18 zeigte ein Pfeil in Richtung eines breiten, verglasten Eingangs in eine Art Lounge, wo die Ticketkontrolle war, ganz diskret, die Garderobe, Toiletten und der Eingang zum Lokal. Eine junge Frau in elegantem grauen Kurzen geleitete mich zu einem Sessel mit einem Clubtischchen, seitlich geschützt gegen Blicke, nach vorne offen zu einer Bühne, vielleicht vier Meter entfernt, mit einem gezogenen, grauen Vorhang. Auf dem Tisch lag ein Operngucker, der in Plastik eingeschweisst war und ein dezenter Serviettenspender. Am Boden ein verchromter Treteimer. Per Knopfdruck konnte man eine Bedienung rufen. Barbetrieb. Alles sehr schick, ruhig, gedämpft, sauber, angenehm heugrün parfümierte Luft. Ich nahm ein Mini-Schreibheftchen aus meiner Handtasche und einen Kugelschreiber, legte beides auf den Tisch. Ich kam aber nicht dazu Notizen zu machen.

### Der Student

Was da abging war irgendwie heftig. Aber ganz selbstverständlich, un-aufgeregt, fast ein bisschen zu cool, etwas in Richtung innerlich unbeteiligt. Wie kann man so abgebrüht sein? Aber doch war das Dargebotene nicht irgendwie gekünstelt, oder sinnlos vorgeturnt wie im Zirkus, sondern entwickelte plötzlich eine Innigkeit und eine klare Zuwendung zum Publikum,

zum Einzelnen da, zu mir in meinem kleinen Separéechen. Und ich konnte mich darauf einlassen, dass man mir etwas zeigen wollte, auf eine unaufdringliche, aber doch mehr als explizite Weise, ohne Anmache. Das Programm war wortlos so gemacht, dass vor allem diese Frau mit ihrer eleganten Beweglichkeit ganz im Mittelpunkt war. Und man sah alles, mehr als deutlich, mehr als genug lang. Aber nicht plump. Nein, einladend. Es war so als ob es einfach soviel Zeit brauchte. Die Jungs taten mir etwas leid. Ich hätte nie mit ihnen tauschen wollen. Ich meine dass ich das gar nicht gekonnt hätte. Ich wäre nur schon beim Anblick dieses zierlichen, eigentlich zart gebauten, aber doch schön gerundeten Frauenkörpers in Ohnmacht gefallen. Ihre Augen sah man leider nicht durch die venezianische Maske hindurch, die sie trug, die unten mit einem Vorhang von Fransen bedeckt war, sodass man nur ab und zu ihren pinkglossy Mund sah, vor allem wenn sie ihn öffnete und ihre Zähne hervor blitzten. Ihre Arme schwebten zeitweise und halfen aber auch mit, um die sicher teilweise anstrengenden Stellungen zu halten, oder einen der Jungs anzutreiben. Ich hätte das nie gekonnt. Hut ab. Und es war richtig geil. Das habe ich in der Hose gemerkt.

Von den anderen Leuten im Saal bekam ich nicht viel mit. Ich nahm dann in der Mitte der Vorstellung, nach vielleicht zehn Minuten den kleinen Operngucker aus dem Plastikbeutel und schaute mir alles noch genauer an. Es gab nichts zu bemängeln. Es war alles ästhetisch, wohlbeleuchtet und bei aller Künstlichkeit irgendwie natürlich. Ich weiss nicht wie man es sagen muss. Vielleicht ist das Wort intim richtig, der Eindruck, dass da etwas nicht einfach nur einvernehmlich geschieht, nicht einfach abgewickelt wird, sondern sogar gewollt. Gewollt nicht nur von den Akteuren, sondern gewollt für die Zuschauenden. Ja, es war als hätte man sehr subtil erraten, was jemand, der zu einem solchen Event kommt, wirklich sehen möchte. Nicht ein sinnloses und liebloses Gerammel und keine Dampfhämmerfitnessübungen, sondern etwas, was mich irgendwie menschlich berührt hat. Seltsamerweise war durch das Licht und die Offenheit die Magie und der feine Kitzel dieses Momentes des Zusammenseins von einer hübschen, ja, schönen Frau mit zwei Männern in einem Liebesspiel jederzeit würdig geblieben. Selbst als Zuschauer hatte ich nie das Gefühl, als

Voyeur, als verborgener Lüstling angemacht zu werden, sondern irgendwie zu einem etwas distanzierteren sinnlichen, kulturellen Genuss eingeladen zu sein. Ganz ungezwungen. Was rede ich da. Ich merke ja selber wie schwärmerisch das jetzt alles tönt. Aber ich habe es so empfunden. Ich habe mich nicht als Gaffer entlarvt gefühlt. Nicht einen Moment. Aber auch nicht bedroht, als lief ich Gefahr im nächsten Moment auf die Bühne gerufen zu werden, wie bei Volkstanz-Animationsabenden in TUI-Hotels.

Was noch dazu kam, war diese Kamerafrau. Auch sie war Teil der Vorgänge. Das hatte aber nichts mit ihrem Aussehen zu tun. Ich kann nicht mal genau sagen, was sie angezogen hatte und wie sie gebaut war. Sie war so zurückhaltend und unauffällig da. Ganz Kamera geworden umflog sie die Szenerie, aber so, dass man als Zuschauer des Ganzen immer bei ihren Livebildern irgendwie dabei war, auch wenn man nichts davon sehen konnte. Zum Glück gab es keine Screens zu beiden Seiten der Bühne, nichts dergleichen Aufsässiges. Die Kamera war einfach da und man sah - ohne wirklich die Bilder zu sehen, die sie einfing - doch irgendwie durch sie hindurch in die Vorstellung, was die Geilheit noch erhöhte. Das Wort Geilheit ist mir selber peinlich.

Wir haben – das war ein Ergebnis unserer Seminarrarbeiten – leider einen sehr limitierten Wortschatz, wenn wir solche tief in uns wühlenden Dinge ausdrücken wollen. Dinge, die in die Sprachlosigkeit vertrieben wurden. Vielleicht durch die Erziehung, vielleicht auch durch die Kultur, durch Tabus oder Verbote. In diesem wortlosen Raum Empfindungen in der Tiefe ausdrücken zu wollen ist schmerzhaft, weil die verfügbaren Worte nie das fassen, was empfunden wird und dieser Frust ist im Wort Geilheit ganz überdeutlich anwesend. Obwohl ich selber gerade kein anderes Wort geläufig habe, das diese sexuelle Erregung und Wollust treffender umschreibt, bin ich ständig in Gefahr, das Wort Geilheit für jede beliebige Lücke zu benutzen, wo ein Wort fehlt in meiner Sprachlosigkeit. Sex ist ja nicht gerade der Raum, in welchem man stets nach Worten ringt. Eher nach Atem.

Ich habe auch schon einige Erfahrungen. Aber in den Situationen, die ich so erlebt habe, hatte ich nie das Gefühl, dass meine Sprachlosigkeit ein

Problem ist. Erst jetzt in diesem Theater und mit dieser Aufgabenstellung. Das Wort Geilheit ist ja wirklich, das kann man fast wörtlich meinen, abgelutscht, weil es von da einfach wie nicht mehr weitergeht. Eine Art Abgrund ins Wortlose. Das war ja super spannend an dem Seminar und an den Vorträgen des Professors zu diesem Thema. Wie der Mensch ringt um einen Ausdruck für neue Situationen, die plötzlich ansprechbar geworden sind, weil man sich und anderen erlaubt, darüber zu reden.

Aber wie sagt man das denn richtig, angemessen, so, dass es mit dem Empfundnen recht zusammen findet? Der Wortschatz der Pornographie ist ja oft sehr beleidigend für das, was man ausdrücken will. Ich möchte sagen, dass sogar oft die Texte schmutziger und beschmutzender sind als die Bilder, die sie kommentieren. Das haben wir klar aufgezeigt mit den Wortschatzanalysen von holländischen Pronoheften, die erstmals von Rheinmatrosen in den 70-er Jahren in die Schweiz kamen. Es gab auch deutsche und schwedische Ausgaben. Heute ist das Komödie, was da geschrieben wurde. Damals hat man es damit jedoch Ernst gemeint. Es war so unbeholfen, so roh und so unglaublich unsensibel. Aber gerade damit vielleicht auch so authentisch und ehrlich in dem ganzen vertrackten, verknaksten und verklemmten "Heilewelt Beziehungskitsch" der 50-er und 60-er Jahre.

Wo war ich stehen geblieben? Bei der Kamerafrau. Genau! Ich verstand zu 100 Prozent weshalb fast alle Teilnehmer einen solchen Memorystick mit den Aufnahmen haben wollten. Nicht nur, um die eigene Sicht nochmals abzuspulen, sondern eben genau diese andere Sicht, die während der Vorstellung nur geistige Imagination blieb, als filmische Darstellung zu sehen. Ich will jetzt aber aufhören zu schwärmen. Für mich war von diesem Moment an klar: Es gibt solche primitiven Anlässe, die würdevoll sind für alle. Aber es ist eine hohe Kunst und es ist viel Selbstvertrauen und Selbstkontrolle nötig, um sich nicht in seichte Gewässer abtreiben zu lassen.

Ich war in meiner Studentenkarriere nie mehr so gespannt, wie auf den Moment, wo die Beiträge meiner Kommilitonen und Kommilitoninnen verteilt wurden. Es war menschlich die wohl aufwühlendste Zeit. Die Stu-

dierenden kamen sich damit auch näher. Man merkte, dass diese aufkommende Nähe auch gefährlich sein kann. Dass man dabei aufpassen musste, nicht den Kopf zu verlieren, wie wir sagen. Und das passt recht gut, finde ich.

### Der Boulevard-Journalist

Was für ein herrliches Thema: Professor schickt Studenten in Pornoshow! Das kam so auf der Frontseite und da war allen klar: Diese Story würde noch ein paar Tage oder Wochen durchhalten. Man musste nur fest drauf drücken. Es wurden in den nächsten Wochen Mehrauflagen von täglich rund 10'000 gedruckt und verkauft. Die Story bediente Vorurteile gegen Wissenschaft, Expertentum, gegen die nutzlosen Intellektuellen. Sie alle hatten sich plötzlich als Primitive entlarvt, die unter der Gürtellinie arbeiten, mit Vokabular aus der Pornoindustrie um sich warfen und damit akademische Würde erlangen wollten. Ein gefundenes Fressen. Das Ganze finanziert mit Staatsgeldern an der hehren Alma Mater der UNI gelehrt. Im Zwinglianischen Zürich. Eine Bombe. Das Problem war nur: Es war alles ganz legal und alles ganz klar und sauber finanziert und man konnte niemandem wirklich etwas vorwerfen - ausser den eigenen primitiven Hintergedanken. Aber sehen sie: Das kümmert einen Journalisten nicht. Für die Berichterstattung reichen primitive Hintergedanken, die man den Lesern unterstellt allemal aus. Unterstellungen, selbst wenn sie völlig daneben sind, provozieren und erregen Aufmerksamkeit. Empörung. Ob die Empörung von der Sache stammt oder von den unterschobenen, primitiven Hintergedanken, spielt keine Rolle. Hauptsache Empörung. Das ist der Treibstoff; das Sexualhormon der Boulevardpresse. Und wenn es mal richtig ausgeschüttet ist vom Kleinhirn der Chefredaktion; dann geht's los. Dann wird eben jedes kleine Histörchen einzeln hübsch aufgebauscht und dann - entschuldigen sie bitte - durchgefickt.

Was dabei abläuft hat mit Kreativität nichts zu tun. Es ist reiner Trieb. Und selbst die edelsten Blätter, die auf Empörung machen, dass man sich so empört, sind am Schluss selber viröse Verbreiter dieser Empörung die sie

angeblich nicht verstehen und angeblich nicht gutheissen. In Wirklichkeit wissen sie genau dass sie auf das Thema nicht verzichten könne, weil sie sonst in der Bedeutungslosigkeit versinken. So werden die klügsten Blätter zu Handlangern ihrer Rückgratlosigkeit. Und sie reiten auf Eseln, die andere durchs Land prügeln.

Mir war egal, worum es dem Professor ging mit seinem Seminar. Irrendwie hatte es zu tun mit Wortschatzbildung usw. Die Klischees gegen den Schindluder der ewigen Studenten, die nichts Gescheites auf die Rolle kriegen, auf Kosten des Papas und des Staates faulenzten - sie waren angetippt. Das war genug Empörungshintergrund. Was und warum dann dazu alles geschrieben und gedichtet wurde, ist belanglos. Für völlig Unempörte wurden sogar ein paar interessante, neue Wetten eröffnet für ein Spiel auf einem sexy Minenfeld: Was wird dabei wohl heraus kommen? Wen wird es wohl treffen? Den Professor, die Studenten, die Rektorin, den Veranstalter der Show? Gewonnen hatten jedenfalls schon mal die Medien. Und diesen blutigen Knochen wollten sie nicht so schnell fallen lassen.

### Der Polizist

Es wurde Anzeige gegen Unbekannt erstattet. Ein Wurfkörper mit Brandbeschleuniger wurde in die Lounge des Club 18 geworfen. Es kam niemand zu Schaden. Der Sprinkler löste aus. Die Feuerwehr kam. Die Polizei. Spurensuche. Das Übliche. Keine Tatverdächtigen. 50'000 Franken Schaden, vor allem Reinigung, Aufräumen, Rauch- und Russbeseitigung, Geruchsbekämpfung. Die Polizei und die Versicherung verlangten, dass in Zukunft vor dem Club 18 eine Videoüberwachung installiert sein müsse. Das gab zu diskutieren, denn das lehnte der Veranstalter kategorisch ab. Zum Schutz seiner Kunden. Die Versicherung kündigte ihm darauf. Er blieb bei seinem Niet. Ein Sicherheitsmann steht seither im Eingangsbereich.

## Die Rektorin

Wenn etwas ganz sicher ist: Ein solches Abenteuer werden wir nicht nochmals erleben wollen. So viele pauschale Diffamierungen, Beschimpfungen, persönliche Verunglimpfungen. Politische Angriffe. Drohungen. Auch innerhalb der Uni. Schlimme Zeiten. Zum Glück behielt der Professor einen kühlen Kopf. Er schien auf sowas vorbereitet gewesen zu sein. Von daher war er auch von Anfang an gut aufgestellt mit seinem Team, seinen Assistenten, Seminarleitern und Tutoren. Er blieb immer in Kontakt mit dem Rektorat, ging nie selber an die Presse. Das war sehr klug. Er hat sich nicht exponiert. Andere hätten wohl die Gelegenheit genutzt, um irgendwie den Märtyrer zu spielen und Berühmtheit zu erlangen, indem sie überall plappern und in jeder billigen Show mitmachen usw. Da war der Professor eiskalt und konsequent. Er sagte: Ich habe meine Vorlesungen. Das sei ihm genug Podium und Pult für die Vermittlung von dem, was ihm am Thema liegt. Punkt. Dafür stürmten die Medien natürlich umso mehr auf mich zu. Ich war heilfroh, dass ich eine versierte Pressefrau zur Seite hatte, die aus einem Lokalsender stammte und die die Journalistenszene gut kannte und wusste, wie diese Leute ticken. Wir waren uns ja solche emotionalen Aufwühlungen nicht gewohnt. Medienkompetenz war leider damals nicht gerade eine unserer Stärken. Die Journalisten waren uns taktisch weit überlegen und wir tappten zunächst in fast jedes Fettnäpfchen, das sie uns freundlich lächelnd hinstellten. Wir haben gelernt.

Zum Thema will ich nicht viel sagen. Es ist jedenfalls - wie die ganze Aufregung zeigt - eine die breiteste Öffentlichkeit interessierende Sache, deren wissenschaftliche Thematisierung meines Erachtens gerechtfertigt ist. Aber sehen sie: Das Problem ist natürlich, dass bei dem Gegenstand dieser Forschung bei den meisten Menschen das Denken und Nachdenken komplett ausfällt. Wir haben ja, wie die Forschungen zeigte, eben nicht gelernt adäquat darüber zu reden. Ob wir das wollen, oder nicht, ist eine andere Sache. Den Forschern, die über die Sexualisierung forschen, Sexualisierung vorzuwerfen ist jedenfalls eine einäugige Betrachtungsweise. Aber an dieser Stelle ist Wissenschaft immer verwundbar. Das ist ein Teil des Risikos, das

Wissensdrang mit sich führt. Ich persönlich finde, dass es sich lohnt, solange Wissenschaft sich einzig und allein dem Wohl des Menschen verpflichtet fühlt und man den Menschen nicht ausspielt gegen Technik und Natur.

### Der Veranstalter

Die Medien haben mir nicht geschadet. Ich habe noch nie Werbung gemacht für das 18. Nicht ein einziges Inserat. Aber von da an hat sich gezeigt, dass es früher besser war als nach dem Rummel.

Es gab einen Ansturm und einen Wechsel der Kundschaft, der nicht gut war für unsere Atmosphäre und unseren Stil. Ich schloss deshalb nach einem halben Jahr das 18. Ich hab später neu eröffnet an einem anderen Ort. Egal, wo es ist. Die, die es wissen, wissen's. Andere brauchts nicht.

Die Forschungen des UNI-Professors habe ich immer gerne unterstützt. Es ist wichtig für den Menschen in neuen Umständen, seine Sprache nicht zu verlieren, sondern in seinem Denken und Sprechen mit zu kommen mit neuen Dingen, die in seiner Umwelt auftauchen und darauf warten von ihm angesprochen zu werden. Das ist ja nicht nur in der Sexualität so. Schauen sie sich die ganzen technischen Veränderungen an, oder heute die medizinischen Umwälzungen, diese plötzliche Hysterie mit Viren die niemand versteht und mit der Angst vor ihnen, die man noch weniger versteht. Das muss ganz ehrlich und nüchtern in die Sprache finden und ins Denken und Empfinden des Menschen. Das ist eine der grossen Möglichkeiten des Menschen zur Bewältigung der völlig neuen Anforderungen, die seine stets ändernden Lebensbedingungen an ihn stellen. An sein Mensch sein. Und wissen sie: Viele Kräfte wollen nicht, dass der Mensch selber beginnt über sich und seine Welt nachzudenken. Das will man nicht. Das macht die Beherrschung der Menschen schwierig bis unmöglich. Einen mündigen Bürger kann keine Regierung brauchen. Die haben im Grunde alle Angst vor mündigen Bürgern. Zu recht.

Dass Sex etwas mit eigenen Regungen und Emotionen und Hormonen und Aufgewühltheiten zu tun hat ist beileibe nichts Neues. Das wissen wir schon lange. Aber den vernünftigen Zugang und Umgang mit dem Thema - den muss fast jede Generation neu finden. Heute zumindest. Das wird von allen Seiten zu verhindern versucht. Oft verbietet es sich der Mensch auch selber. Das ist aber sein Recht, wenn es aus einer freien Entscheidung heraus geschieht und wenn sie wollen: mit einer bestimmten Bewusstheit. Aber das wird ja auch alles abgestritten heute. Freiheit gibt es nicht. Alles bloss gesteuert. Alles bloss Einbildung usw. So redet der Unmensch und der Roboter, der selber seinem Programm nicht entrinnen kann. Ich glaube, dass der Mensch das kann. Mit Sprache. Dies war ja ein Hauptaspekt der Arbeit des Professors. Höchst spannend.

Es gab bei der ganzen Sache eigentlich nur ein Tabu, das übrig geblieben war. Wissen zu wollen, wer sie ist; diese Frau, wegen der fast alle ins 18 kamen. Und das wusste auch der Professor. Nie würde ich die Identität der Frau preisgeben. Ihren Namen. Man hatte es öfters versucht. Aber ich bin zum Glück nicht erpressbar. Ich hatte null Interesse, sie als Mitarbeiterin zu verlieren, solange es ihr dabei wohl war. Der Schutz ihrer Persönlichkeit stellte ja kein Hindernis dar, um das zu studieren, an dem sie so besonders beteiligt war und wegen dem sie im Zentrum stand. Das Programm im 18 war ja nicht eine persönliche Äusserung dieser Frau. Der Reiz lag eben gerade in der Verbergung ihrer Identität. Und in der kunstvollen Art wie dies geschah, ohne dem Betrachter etwas weg zu nehmen. Ich bin wieder kompliziert geworden mit meinem Gestotter. Sorry.

Item.

Und dann kam also der Professor, mitten in diesem inszenierten Aufgeheule der Medien bei mir vorbei und wollte mit mir reden. Ein hoch intelligenter Typ. Vielleicht etwas spleenig aber voll okay. Das Gegenteil von gekränkt, oder angeschossen. Souverän und blitzgescheit. Er legte mir einen Plan vor und weihte mich ein in eine neue Studie, die er machen wolle: Die erste Frage war simpel. Die Frau sollte alle Berichte der Studierenden erhalten und einen Tipp abgeben, welcher Bericht nach ihrer Meinung von einem

Mann und welcher von einer Frau geschrieben war. Das war ja schon teilweise vorbereitet gewesen in der Fragestellung zum Seminar, indem es hiess, man dürfe im Text über sein Geschlecht keine Angaben machen auch keine bewussten Hinweise darauf. Fast alle hätten sich strikt daran gehalten. Es ging also lediglich darum, der Frau die Texte über ihren Auftritt per Mail zukommen zu lassen und auf eine Antwort zu warten. Man man wollte denselben Test danach auch mit allen Studierenden machen, die nicht am Experiment teilgenommen hatten. Die Frage war also, ob die Beobachtungen und Reflexionen geschlechtsspezifisch erkennbar sind. Ja oder Nein. In einem zweiten Schritt wurde dann gefragt, an welchen Worten man diese Wertung erkennt. Ich verstand. Und ich fragte Kirsten an. Sie sagte zu.

Kirsten

Um Himmels willen! Diese Kampagne in den Medien! Ich sagte dem Veranstalter, dass ich eine Weile untertauchen werde. Ich sei nicht da. Und ich verreiste tatsächlich. Ich war zum ersten mal auf der indonesischen Insel Bali. Ein Paradies. Da hätte ich es länger ausgehalten. Ich war gerade nicht liiert. Mein Sohn kam erst zwei Jahre später zur Welt. Als die Hetze gegen den Professor etwas abgeklungen war, kam ich nach Zürich zurück und rief den Veranstalter an, um ihm mitzuteilen, dass ich wieder hier sei und ein Programm machen könne, wenn er wolle. Er sagte sofort zu. Aber die Stimmung hatte etwas umgeschlagen. Es lag ein Hauch von Aggression in der Luft. Atmosphärisch feinstofflich irgendwie. Kaum fassbar. Vielleicht lag es aber auch an mir. Etwas Ungewisses, Unangenehmes Unbekanntes schlich heran. Ich konnte nicht sagen, ob es am Publikum lag. An den Jungs sicher nicht. Sie gaben sich Mühe und alles lief eigentlich wie am Schnürchen. Der Veranstalter war sehr zufrieden. Er hat mir dann aber selber offenbart, dass er das 18 wahrscheinlich aufgeben werde und etwas Neues, aber in ähnlichem Stil anderswo eröffnen werde. Verbessert. Wenn ich wolle würde er sich freuen, wenn ich da auch wieder mitmache. Ich

wollte mir aber das neue 18, das 19 hiess, gerne zuvor anschauen. Als ich es sah, sagte ich gleich zu. Fast ein Jahr lang. Immer wieder. Da stimmte wieder alles. Aber ich selber hörte eines Tages fast ein bisschen erstaunt, dass ich bei einer weiteren Anfrage des Veranstalters sofort Nein sagte. Und dann wurde ich schwanger. Das ist kitschig. Nicht wahr? Und die Sache mit dem 19 war für mich gegessen. Etwas Neues ging los. Der Veranstalter hatte davon zunächst nichts mitbekommen. Wir waren nicht befreundet. Das tönt seltsam, nicht wahr? Er fragte, ob ich Lust hätte, wieder mal vorbei zu kommen. Ja, sagte ich, aber nur um zuzuschauen. Ich sei kugelrund. Das fand er lustig und gratulierte. So ging ich also schwanger das einzige Mal in das 19 und schaute mir ein Programm an, das genau so abließ, wie dasjenige, an dem ich früher beteiligt war.

Ich ging ganz alleine. Ich muss sagen: Es hat mir sogar gefallen. Ich sah zum ersten Mal, was da dem Publikum geboten wurde. Eine attraktive Frau, attraktive Jungs im Liebesspiel, etwas choreografiertes als ich es in Erinnerung hatte. Aber angenehm und rücksichtsvoll für das Publikum. Ein schöner Auftritt. Doofes Wort: Schön. Schön heisst ja vielleicht nur: So muss es sein. Ich war - wie soll man das nun wieder sagen - inspiriert. Ja inspiriert. Mehr sag ich nicht.

### Die Frau des Professors

Die zwei Jahre in Zürich waren tumultig. Wir kamen ja beide ursprünglich aus Leipzig und waren nach der Berufung meines Mannes erstmals in der Schweiz. Wir wohnten in einer schönen Maisonette im Seefeld, Nähe Badi Tiefenbrunnen. Traumhaft.

Ich glaube dass Ex-DDRler deutlich weniger verklemmt sind in ihrer Sexualität als Schweizer und Wessies. Vielleicht lag es am miesen Fernsehprogramm in der DDR. Für Marxisten und Leninisten waren kirchliche Verklemmtheiten aufgehoben und Engels' Bücher über den Ursprung der Familie

und solche Dinge fast Allgemeingut. Es war also erstaunlich dass dieser Lehrstuhl für Sprache und Pornographie ausgerechnet in der Zwinglistadt eingerichtet wurde. Wie wir erfuhren war es eine Stiftung eines Mannes, der im Sexgewerbe Millionär geworden war und sich bei seiner Stadt bedanken wollte. Heute ist man man mit der Annahme solcher Geschenke wohl vorsichtiger.

Wir waren erstaunt, dass das Thema in Zürich als derart anrücklich empfunden wurde. Es war doch im Grunde genommen ein höchst spannender und innovativer Ansatz im Bereich der jüngeren Literaturgeschichte. Aber item. Sven hat mir von den Arbeiten mit dem Wortschatz und der Pornoshow natürlich regelmässig berichtet.

Als ich von dieser Frau hörte, die im Club 18 auftrat, habe ich sofort an eine junge Frau aus dem Osten von Berlin gedacht. Nicht dass ich an eine konkrete Person dachte, aber an diesen Typ Frau. Ich hatte ja Philosophie studiert in Berlin und dummerweise war für mich die Mauer ein Jahr zu früh entfernt worden. Mein Studium der Philosophie war danach im wiedervereinigten Deutschland nicht mehr akzeptiert. Nur der Teil des Philosophiestudiums, der die Volkswirtschaft betraf, konnte angerechnet werden. Es gab Kommilitonen, die gleich zu VW und BMW gingen und umsattelten auf Ökonomie und auch sofort Posten erhielten, denn was Marx im Bereich von Kapital und Banken und Finanzen erforscht hatte, damit konnte der Westen etwas anfangen. Das galt weiterhin. Wie man aber systematisch über das Ganze der Gesellschaft philosophisch nachdenkt und es bewertet, das wurde ausgetilgt aus dem universitären Themenspektrum.

Sven war glücklicherweise schon fertig mit seinem Studium und hatte gerade noch rechtzeitig seine Doktorarbeit über die Sprache der Revolution im Vormärz abgegeben. Für mich kam es nicht in Frage, einfach hinzunehmen, dass man mein Studium der Philosophie aberkannte und man mich dazu bringen wollte, dass ich als Ökonomin mithilfe, den Kapitalismus weiter zu entwickeln. Ich hatte da eine Barriere, vielleicht auch Trotz, oder Stolz, was weiss ich. Das will nicht heissen, dass ich mit der DDR-Politik einverstanden war. Ganz und gar nicht. Aber lassen wir das.

Sven und ich heirateten 1991 in Leipzig und dann wurde Sven tatsächlich nach Zürich berufen. Da habe ich dann mitgeholfen, so gut es ging. Ich war sozusagen seine unbezahlte Vollzeitsekretäerin, Trösterin, Beraterin, Mitstreiterin und Geliebte. Für uns war es eine höchst abenteuerliche Zeit. Das war es sicher auch für viele andere junge Leute nach dem Ende der DDR, vor allem für ungebundene, gebildete Menschen aus Berlin, Leipzig, Dresden mit grossem Tatendrang. Wir waren unkompliziert, ohne Scheuklappen, wenig needy und sozial bestens eingeschult im urbanen Überlebenskampf. Ich hatte damals auch das Gefühl, dass viele nach Zürich kamen. Deshalb konnte ich mir gut vorstellen, dass diese junge Frau aus dem 18 vielleicht aus Berlin kam.

#### Professor

Die Studenten kamen zurück von der Show und lieferten ihre Texte ab. Es waren rund fünfzig. Die Eintritte waren – das möchte ich hier betonen – vom Veranstalter gespendet worden. Mein Bild vom klassischen Kiezzuhälter, das von zwielichtigen Typen in Berlin geprägt war, hat sich seither krass verändert. Der Mann vom Club 18 war von einem anderen Charakter und Kaliber. Ein anständiger, vertrauenswürdiger, gebildeter Herr, der an griechischer Mythologie und Jazz interessiert war. Ein nobler Zürcher, der diesen Spagat zwischen Porno-Unternehmer und Schönggeist ohne innere Zerwürfnisse und scheinbar psychisch unbeschadet meisterte. Ein Patron, mit einem grossen Sinn für Ordnung, Klarheit, Sauberkeit und Respekt für Kunden und Angestellte. Ohne moralische Dünkel und Vorurteile. Ich glaube, dass er sogar froh war zu erkennen, dass mit meiner wissenschaftlichen Arbeit auch so etwas wie ein gesellschaftlicher Sinn auftauchte in seiner Branche und eine emanzipative Kraft für den einzelnen Menschen. Das ist aber vielleicht alles von mir übertrieben, weil ich zu fest in der Sache drin stecke und vielleicht Wünsche projiziere.

Marie und ich haben jedenfalls diese Texte von allen Studierenden gelesen. Wie soll man das zusammen fassen? Wir waren erregt, fasziniert, erschüttert, bewegt, aber auch etwas ratlos. Bei der Beschreibung der Show stand klar die Nüchternheit im Vordergrund. Man spürte das Bemühen möglichst ohne Wertungen auskommen zu wollen. Wenige Adjektive. Fast nur Hauptwörter und Verben. Dadurch entstand in den meisten Fällen ein fast mechanistisches Bild ohne Farben. Wie Zahnräder, die ineinander greifen. Distanziert, etwas unterkühlt. Mit spürbarer Zügelung von Gefühlen. Auf Fakten focussiert. Wie wenn man verdrängen wollte, dass es um das Zusammensein von Menschen geht. Aber sehr exakt und scharf beobachtet. In mehreren Texten wurde ein Muttermal erwähnt am inneren Oberschenkel der Frau. Alle Details der Schambehaarung. Die Erregung der Jungs. Ihre Glieder. Die Muskeln ihrer Pobacken. Die Spreizung von Zehen. Das Krallen von Fingern. Die Lippen. Die Frisuren. Die Atemgeräusche. Die Stellungen. Das Eindringen. Die Samenergüsse. Der Wortschatz kam vollständig aus dem Alltag, aber auch aus dem wissenschaftlichen und gelegentlich dem medizinischen Bereich. Keine saloppen Anglizismen, oder Gossenausdrücke aus der Mundart. Fast pures Schillerdeutsch. Ich glaube man hätte diese Beschreibungstexte fast lückenlos mit dem Wortschatz von "Wilhelm Tell", oder "Die Räuber" schreiben können. Vielleicht mit Ausnahme von Vulva und Ejakulation.

### Marie

Die grösste Herausforderung der Arbeit von Sven bestand wahrscheinlich darin, sich nicht von der eigenen Erregung vereinnahmen und ablenken zu lassen. Also eigentlich: Literatur in ihrem Wirken zu durchschauen. Es wäre gelogen zu behaupten, dass wir selber nicht ergriffen wurden von der suggestiven Bildkraft der Worte. Wir haben oft darüber diskutiert, wie wir damit umgehen sollen. Mit den Hormonschüben, die ja - wenn man

es etwas grosszügig betrachtet - Drogen sind, die die Wahrnehmung des Menschen verändern, einschränken und seine intellektuellen Fähigkeiten beeinträchtigen, wie Alkohol am Steuer. Das passiert auch beim Lesen, wie jeder Mann und jede Frau leicht hier selber erfahren kann. Das wäre ja kein Problem, im Gegenteil, sogar eine Absicht von Literatur, dass ihr Konstrukt und ihr Fabriziertes nicht durchschaut wird. Sie soll unbelastet von Herstellungsprozessen von Gedanken und ohne Ablenkung durch Fabrikationsspurenen der entworfenen Bildern, allein durch unsere achtsame Anregung gelingen. Sobald man nämlich merkt, dass etwas geschrieben ist, am deutlichsten bei Schreibfehlern, fliegt man kurz raus aus dem Film, den wir mit den Worten herstellen. Es ist dasselbe frustrierende Gefühl wie bei Filmen, die nicht nach den Regeln der Filmsprache geschnitten sind. Da kommt man nie rein in die Illusion, die der Film für uns kreieren will.

Können wir also ohne eigene sexuelle Erregung überhaupt solche Texte einordnen und analysieren? Wie kommen wir um die Klippe herum, dass unser eigenes, sexuelles Interesse sich plötzlich der Sache bemächtigt, und damit Aussagen hypnotisiert umgedeutet werden in die Richtung unserer eigenen Fantasie, Vorstellungen, Wünsche und Bedürfnisse? Muss man die Analyse vollumfänglich einem Computer überlassen und wir programmieren nur die Kriterien? Ist das die Lösung? Aber was haben wir denn dann davon, wenn die Analyse des Computers gar nicht unserer Rezeption als Menschen entspricht? Wir können ja nicht die Erregung aus den Texten einfach rausrechnen und behaupten, wir hätten damit eine neutrale Sicht der Dinge gewonnen. Es sieht und liest ja niemand so.

Das waren genau die hochphilosophischen Themen die Sven auch in einer Vorlesung thematisiert und angesprochen hatte. Sie können sich vorstellen, dass dies nicht allen Zuhörern gefallen hat. Aber Sven ist ein sehr kluger Vorausdenker. Es ist – wie er sagte - zwar möglich bei der Lektüre eines aufregenden und erregenden Textes seine eigene Erregung mit zu denken bei der Analyse. Aber sie zu verleugnen wäre leichtsinnig. Und unwissenschaftlich. Selbst bei den simpelsten biologischen und chemischen Versuchen muss man doch die verwendeten Messgeräte erwähnen. Eben-

so, wie die Messwerte beeinflusst oder verfälscht sein können durch die Umstände der Messung. Deshalb ist es wohl am sinnvollsten, wenn wir die Wortschatzanalyse mit dem Computer durchführen, aber auch die sexuelle Erregung, die einzelne Vokabeln in uns hervorrufen, noch genauer untersuchen und zumindest benennen. Eine der Hypothesen, die es in diesem Zusammenhang zu untersuchen gilt, könnte dann zum Beispiel lauten: "Die Sprache der Pornographie besteht im Wesentlichen aus Verben" oder: "Wertungen in pornographischen Texten gehen von umgangssprachlichen Hauptwörtern aus." Es gab dazu einige spannende Studien.

Sven

Viele Wissenschaftler versuchen krampfhaft, sich aus der Sache, mit der sie sich beschäftigen, heraus zu halten. Das ist bei Mathematik und Physik vielleicht relativ einfach. Aber bei Literatur? Und erst recht in der pornografischen Literatur? Da ist das einfach nicht möglich. Deshalb ist das Gebiet ja auch so spannend. Es zeigt gewissermassen die Grenze zwischen Objektivität und Subjektivität auf und macht sichtbar, dass das Gelingen von Literatur nicht am Schreibenden alleine liegt, sondern an der Art und Weise wie sich ein Leser auf einen Text einlässt. Etwas krass gesagt: Der Inhalt eines Buches kommt nicht aus dem Text, sondern aus der Rezeption. Es ist auch so, dass viele Leute aus einem Text erstaunliche Dinge heraushören und herausahnen, die nirgends im Text festgemacht werden können. Das soll man nicht einfach ablehnen im Sinne von: "Da kann einer einfach nicht richtig lesen." Nein, das liegt ja gerade in der Freiheit des Lesers. Er ist frei in Bezug auf seinen Text und darf daraus machen, was er will und braucht. Was ihn anspricht. Die Objektivität eines Textes gibt es in diesem Sinne gar nicht. Man kann jeden Text für alles mögliche brauchen und missbrauchen. Darauf beruht letztlich die Suggestivkraft von Texten. Ohne, dass der Einzelne sich dazu tut beim Lesen, wird er aus dem Gelesenen nichts zurück erhalten.

Meine Güte. Bin ich wieder abgedriftet.

Um es kurz zu machen, haben Marie und ich betschlossen, uns selber das Programm anzuschauen, das uns aus den fünfzig Schilderungen bekannt war. Erstens hat uns die Neugier und die Lust gepackt und der Kitzel des Sexuellen. Das muss man offen sagen: Wir waren ja selber jung und knusprig und keine Kostverächter. In den Texten der Studenten war auch nichts vorgekommen, was uns abgestossen oder davor gewarnt hätte hinzugehen. Die Schilderungen waren aber auch keine billigen Werbetrailer für das Programm.

Marie und ich waren gespannt, was das mit uns macht und wie sich das eigene Bild von dem unterscheidet, was wir den Texten entnommen hatten. Also kauften wir uns Tickets und gingen zusammen hin. Das hätten wir alleruings besser bleiben lassen sollen. Denn, um ehrlich zu sein, konnten wir fast die Finger nicht von uns lassen auf diesem Zweiersofa mit Blick auf die Bühne. Wir hatten unterschätzt, was es für einen Unterschied es macht da alleine oder als Paar hinzugehen. Aber es würde wohl zu weit führen, das im Detail auszuführen. Jedenfalls haben wir uns zeitweise uns mehr mit uns selbst beschäftigt als mit dem Vorgang auf der Bühne, was uns selber angenehm seltsam vorkam. Aber ich will ihnen hier diese Vertraulichkeit nicht verschweigen. Wir hatten eigentlich fast nichts mitbekommen, was die äusserst hübsche Dame da mit den beiden Jungs vorführte. Unser Nachahmungstrieb überspielte das Vorgeführte achtlos. Mehr muss man vermutlich nicht sagen. Die wissenschaftliche Versuchsanlage war in ein amouröses Abenteuer umgekippt. Wir freuten uns.

Damit hatten wir aber nicht gerechnet. Und das ist uns noch nie passiert. Welche eigenartige, völlig nonverbale Urkraft hatte uns da unter Strom gesetzt? Wir hatten keine Chance gegen sie. War das von dieser Frau ausgegangen? Wahrscheinlich schon, denn sie war das Zentrum. Wer war das?

Bei Verlassen des 18 sahen wir den Veranstalter diskret neben der Garderobe stehen. Wir sprachen ihn an. Er war in guter Laune. Ich steckte ihm meine Visitenkarte zu: "Bitte übergeben sie der Dame, die heute auf der Bühne war, diese Karte. Und sagen sie ihr bitte, dass meine Frau und ich mit ihr

gerne sprechen würden." Der Veranstalter nahm die Karte wortlos an und wünschte uns ohne weiteren Kommentar einen schönen Abend.

Kirsten

Nun war ich also dran. Der Prof und seine Frau wollten mit mir sprechen. Das wollte ich eigentlich nicht. Die waren also an der Vorführung gestern. Aber ich hatte Zeit und dachte plötzlich. "Ich kann mir ja den Prof mal anschauen." Ich fand eine Vorlesung von ihm, die als öffentlich bezeichnet war. Im grossen Hörsaal 112 an der UNI im Hauptgebäude. Da kann ich mich gut verstecken, und inkognito zuhören, was der so erzählt. Ich parkte meinen alten VW Golf auf einem blauen Feld. Aber das war doof, denn danach hatte ich eine Busse von 20 Franken und dummerweise war ja meine deutsche Nummer immer noch an der Karre dran und wenn die rausfinden, dass ich hier ohne Arbeitsbewilligung bin...

Der Hörsaal war proppenvoll. Es wurde gelacht, was ich bei den Juristen und Medizinerinnen selten sah in Vorlesungen, die ich noch in Baugen besucht hatte, bevor ich mein Studium schmiss. Der Prof war ein unscheinbarer, etwas hagerer, aber grossgewachsener Typ, sehr jung. Dass der schon Prof war, erstaunte mich. Beim ersten Wort hörte ich: Das ist einer aus Leipzig oder Berlin. Er war sympathisch, voller Sprachwitz aber doch immer trittsicher auf einer glasklaren Gedankenspur unterwegs. Er sprach über die Kommentare zu Bildern in pornografischen Erzeugnissen. Die Hauptfrage lautete: Welche Informationen werden mit den Texten zu den Bildern hinzugefügt. Oder wie werden Bildinhalte mit Texten unterstrichen, bewertet, oder in erweiterte Zusammenhänge gestellt. Es war eine Powerpoint Vorlesung mit vielen expliziten Bildern, natürlich an entscheidenden Stellen verpixelt und die Personen mit schwarzen Balken unkenntlich gemacht. Ich war fasziniert, wie der Prof mit seinem blitzenden, messerscharfen Hochdeutsch die meist kurzsilbigen Texte sachlich analysierte nach Satzbau, Vokabular, Konnotationen und danach das Bild hinzufügte,

um zu analysieren, welche Aspekte der Text ergänzte. Es ging dabei oft um Macht, Beherrschung, Dominanz, Gewalt, Unterwerfung. Elegant spannte der Prof von da den Bogen zum Vokabular politischer und religiöser Texte und Werbebotschaften des Alltags, um zu schliessen mit den Worten, die ich mir von seiner letzten Folie abgeschrieben habe, damit ich sie richtig wiedergeben kann: "Die Kraft der sexuellen Anziehung zwischen Mann und Frau ist ein Sinnbild für das Zusammensein von Volk und König, Bürger und Staat. Und die Konflikte zwischen den beiden sind in der pornografischen Literatur in ihrer ganzen Nacktheit sichtbar gemacht."

Er führte weiter aus, dass dieser Konflikt sich im Grunde nach Schönheit auflösen möchte, nach Einvernehmlichkeit, Frieden und sorglosem Genuss. Was ja in der Pornografie meist aber nur als Kampf und Spannung dargestellt wird, die im Erguss des Mannes endet und nicht im Zusammensein und Zusammengehören an sich.

Das fand ich Klasse gesagt. Und ich glaube, dass das der Moment war, an welchem ich dachte: Es wäre vielleicht doch spannend und sinnvoll, mit ihm einmal zu reden. Ich wusste zwar nicht was ich zu seinem Thema beitragen könnte. Aber egal. Es schien, dass er es selber für wichtig genug und für wünschenswert hielt und sicher war, dass er ein paar Fragen an mich hatte. Ich habe nichts zu verbergen. Und was ich nicht sagen will, das sag ich auch nicht. Ganz einfach.

Marie

Auf dem Schiff? Wer kommt auf eine solche Idee, ein Meeting auf einem Schiff zu machen? Was wollen wir eigentlich von dieser Frau? Hast Du dir das überlegt, Sven? Was wollen wir von ihr? Geht uns das überhaupt etwas an, wer sie ist? Das waren so die ersten Gedanken, als die Frau anrief und ihren Treffpunkt bekannt gab. Bürkliplatz. Schiffsteg. Grosse Rundfahrt Rapperswil. Ich glaube sogar, dass wir darüber gestritten haben. Ich sagte zu-

erst: "Ich komme da nicht mit", und dann, "Du gehst da auch nicht hin", und dann, "Quatsch. Natürlich gehen wir ! Das ist doch nichts Verbotenes. Das interessiert uns doch. Oder?" Das Oder hab ich von den Zürchern. Das bringe ich fast nicht mehr weg.

Sven

Ja, es hat uns aufgewühlt. Das ist wahr. Und wir steckten voll mit dem Leben drin. Wir waren ja im Geiste ziemlich anarchisch und frei und kaum fremdbestimmt. Auch angstfrei. Aber plötzlich kam da diese Frage auf: Muss man denn, nur weil man kann, sich in jedes Abenteuer stürzen, von dem man nicht weiss, wohin es führt? Aber wir haben uns rasch wieder aufgefangen. Wir haben ja entschieden, keine Dinge zu machen, die ganz von unserem Leben und unserem authentischen Empfinden abgekoppelt sind. Wir wollten doch mit unserer Lebensneugier arbeiten. Die Themen Sprache und Pornografie standen exemplarisch dafür. Das sind die Themen des gesellschaftlichen Kampfes, die jeder Mensch in der Sexualität erleben kann. Niemand kann dabei theoretisch bleiben. Sexualität ruft zur Praxis. Das ist ihre Brisanz. Sie will konkret sein, politisch, in Konsum und Kommunikation. In diesem Kontext ist das Wort Sexualität aber einfach zu billig. Zu harmlos. Zu abstrakt. Zu neurotisch, zu neutral. Wie Sex zwischen vorprogrammierten Robotern: Einer gewinnt. Der andere verliert. Maschinell. Innerlich teilnahmslos. So funktioniert das nicht beim Menschen. Die Welt ist eben eher Pornografie als Sexualität. Aber nur von der Pornografie, vom Leid des Sexuellen her betrachtet, kann erkannt werden, dass es nicht immer um Klassenkampf und Genderkampf geht. Weder im Bett noch im Parlament. Nein. Was gerade sichtbar wird vom Blickwinkel der Pornografie her, ist, dass es um Klassenvereinigung geht; um die Suche nach Gemeinsamem. Nun schweife ich aber schon wieder ab. Sie sehen etwa, was zwischen Marie und mir so abging, wenn wir über solche Dinge debattierten. Wir lebten uns voll darin aus. Aber item. Da stand Kirsten also auf dem Steg und fütterte Schwäne und Möven.

Kirsten

Zuerst war die Begegnung etwas steif, würde ich sagen. Ein Herantasten. Es war aber erfrischend, wie Marie zugab, dass sie Zwei selber ratlos seien, was sie von mir wollen. Sie Zwei wären bei meinem Programm gewesen, hätten sich aber mehr mit sich selber vergnügt. Vielleicht seien sie deshalb vor allem hier, um einfach Danke zu sagen für die Inspiration. Wir lachten. Dann verriet ich, dass ich an der Vorlesung war und mir der Schlusssatz gut gefallen hatte. Dass aber einfach schade sei, dass Pornohefte immer so Scheisse aussehen. So widerlich eigentlich. Und zu den Texten fand ich: Vielleicht hat eben Sprache bei diesen sexuellen Dingen gar nichts verloren. Das ist doch alles bloss bürgerliches Gewäsch und ein aussichtsloser Versuch mit einer Art von Poesie eine Sache in den Griff zu kriegen, der man unterworfen ist.

Ist es nicht so, dass das zu sehen schon alles sagt. Deshalb finden es die Leute manchmal schön, obschon es andere vielleicht stören und verstören kann.

Ich erzählte Marie und Sven eine Geschichte, die mir ein Freund einst berichtet hatte, der ein erfolgreicher Frauenheld war in Berlin. Eines Abends hätte er ein nettes Fräulein in einer Bar aufgegabelt, die schon ein bisschen über den Durst getrunken hatte. Er ging mit ihr in ihre Loge und als es losging, nach einer Weile, hätte die Dame, die unter ihm lag, sein Gesicht in ihre beiden Hände genommen und immerzu gesagt: "Ah wie bist du schön. Oh wie bist du schön. Wie schön bist du. Schön! Schön!", bis es ihm völlig abgelöscht hat und er die Frau sitzen liess. "Seht ihr, das meine ich, dass Sprache auch stören kann." Gelächter.

Erst als wir kurz vor Rapperswil waren, wo das Schiff auf dieser Rundfahrt umkehrt nach Zürich, begannen wir über unsere Herkunft zu sprechen. Sven und Marie hatten natürlich sofort erkannt, dass ich auch ein Osie bin. Aha, sagten sie: "Aus Bauzen!" Das Wort Bauzen hatte in der DDR die gleiche Bedeutung wie Gefängnis. Da befand sich nämlich der gefürchtete Stasiknast. Ich sagte, dass jetzt gerade viele junge Frauen aus dem Osten in Zürich seien und als Escorts arbeiteten. Das aber habe ich für mich nicht gewollt, weil man da abhängig ist von komischen Zuhältern oder sadistischen Puffmüttern in Telefonzentralen und man nicht auswählen kann

zu welcher Art von Begleitungen man verkauft wird. Aber man konnte dabei schön Geld verdienen.

Sven

Dass die Sprache stört beim Zusammensein, das hatte ich so noch gar nie konsequent weiter überlegt. Ich war der Meinung dass Sprache gerade DAS Instrument ist für revolutionäre Vorgänge. Vielleicht meinte ich das aber nur, weil Sprache vordergründig einfacher zu analysieren ist als Bilder. Nun stand ich vor einer echten Herausforderungen. Dass wir nämlich die These aufstellen müssten, dass nicht Sprache, Denken und Logos uns als Menschen zusammen und weiter führen zu einer optimierten Form des Gemeinsamen, sondern dass Sprache und Schrift vielleicht nur Symptome sind für Störungen dieses Zusammenseins und dass Verstummen also nicht nur die Bedeutung hat, sich nicht mehr äussern zu können mit dem Drängen der Seele, sondern dass Verstummen auch die Bedeutung haben kann, still zu werden und sich ins Wortlose des Zusammenseins zu begeben.

Ich bin abgedriftet in Gedanken, habe auf den Zürichsee geschaut und mit den Dörfern meditiert, die an seinem Ufer an uns vorbeizogen, nippte an meinem Mineralwasser und nur im Schemenhaften meines Blickfeldrandes sah ich, dass Marie und Kirsten angeregt miteinander gestikulierten.

Als ich schliesslich aus meiner Gedankenversunkenheit auftauchte, hatte Marie – die eine leidenschaftliche, philosophische Streiterin ist - plötzlich Kirsten laut und wiederholt bestätigt, als diese sagte, dass Mädchen eigentlich gerne zeigen, was sie haben, auch sexuell. Dass man ihnen das aber verboten habe, weil es die bestehende Ordnung der Männer gefährde. Deshalb seien die patriarchalen Gesellschaften zum Modell der Familie übergegangen, in welchen die Frauen eingesperrt sind, um die Vorrechte des Mannes nicht in Frage zu stellen. Eine interessante These. Könnte von Engels sein. Oder Freud? Aber ich weiss nicht, ob unsere Gesellschaft

heute soweit ist, um diese Sache nüchtern zu überlegen. Das Schiff kam nach unterhaltsamen zwei Stunden wieder im Hafen von Zürich an. Wir haben Kirsten leider seither nicht mehr gesehen.

### Sohn von Kirsten

Für die Sexualität meiner Mutter habe ich mich nie interessiert. Sie hat für mich einfach nichts mit Sex zu tun, auch wenn sie eine Frau ist. Das ist komisch, nicht wahr? Ich glaube auch nicht, dass sie als Mutter etwas Entscheidendes zu meiner Sexualität und meiner Männlichkeit beigetragen hat. Sie war da immer sehr diskret und wenn sie - als ich noch ein kleiner Junge war - stolz war auf mein Pimmelchen, dann war das mir meist peinlich. Ich wusste nicht was sie damit sagen wollte.

Das meiste erfuhr ich andersweitig. Mehr als genug. Ich glaube, dass Sexualerziehung vom Elternhaus aus nicht wirklich funktioniert. Dazu braucht es die ganze Gesellschaft. Die Begegnung mit den anderen, mit denen, die nicht zur eigenen Familie gehören. Vielleicht eine altmodische Ansicht aber für mich stimmt sie noch immer. Ausserdem sind heute die Generationen durch die Beschleunigung der gesellschaftlichen Veränderungen so auseinander gerückt, dass Bedingungen herrschen, die jemand, der dreissig Jahre zuvor auf die Welt kam, kaum mehr nachvollziehen kann.

Das gilt auf beide Seiten. Will sagen: sowohl beim Rückblick auf die Bedingungen des Sexuellen bei meinen Eltern, als auch von ihnen aus gesehen, in die Zukunft zu mir, mit meiner anderen Empfindungswelt von Sexualität, sowie den dadurch anderen Bedürfnissen.

Von daher kann ich das gar nicht kommentieren, was ich davon halte, dass meine Mutter in jungen Jahren mit Jungs splitternackt auf der Bühne rumgeturnt ist und eine Pornoshow abgezogen hat. Freiwillig. Was will ich dazu sagen? Das fanden sie damals aufregend und prickelnd. Das geht mich doch heute gar nichts an. Ich bin der letzte, der sich mit Wertungen und Urteilen auf sowas stürzt.

Das betrifft ja auch die Besucher dieser Shows. Was bringt es, wenn ich ihnen sage: Wie kaputt sind wir denn, dass wir sowas brauchen? Das war bei lauter Musik auch schon so, bei den verdummenden Comix, den schrecklichen Jeans, den idiotischen Hoodies, all den Modefürzen. Warum braucht ihr das? Was ist an den Netflixserien und den Ballergames denn so besonders? An Pokemon? Warum braucht ihr das? Oder beim Sex: Wes halb reicht es nicht, dass Du ein Mann bist. Musst du wirklich jetzt auch noch als Transe rumtingeln? Ja, so redet man halt über Neues. Und dann heisst es, dass die Welt jetzt sowieso untergeht und alles im Eimer ist. Aber vielleicht sind nur die im Eimer, die so reden.

Lasst doch die Menschen selber herausfinden wo es durch geht. Ich bin vielleicht viel mehr ein Bünzli als meine Mutter in meinem Alter. Na und? Vielleicht habe ich den gleichen Grund lieber mich zu sein als ein anderer, wie meine Mutter auch. Ich habe jedenfalls immer gefunden, dass sie sich selber geblieben ist. Und das ist nie einfach. Man macht es dir immer nur einfach, dich nicht zu sein. Dich aufzugeben, um bei anderen dazu zu gehören. Dagegen bin ich weitgehend immun, vielleicht ist das eine seelische Erbschaft meiner Mutter. Ausserdem finde ich dass sie noch heute super aussieht. Ich müsste sie schon lange wieder einmal besuchen. Scheisse. Ich glaube ich habe ihren Geburtstag verpasst!

Kirsten:

Was das alles mit Liebe zu tun hat? Schwer zu sagen. Muss ich jetzt ein pastorales Nachwort erfinden? Oder wie ist das gedacht, dass ich am Ende noch etwas sagen darf?

Eine Moral der Geschichte? Ich bin nicht der Typ der sowas bewerten und beurteilen will. Ob das jetzt gut war oder nicht. Und warum. Ob es besser sei in den Vorstellungen zu leben, oder mal der Realität etwas näher zu kommen und raus zu gehen aus seinem Bunker der Vorstellungen und sich auf die Welt einzulassen. Das muss und darf jeder selber herausfinden. Mir kommt dazu jetzt gerade nur ein Gedicht in den Sinn, das mir

ein Freund einst geschrieben hat, nachdem ich ihn verlassen hatte. Vielleicht passt das:

Es war so schön mit Dir  
Wird es immer bleiben  
Geht weg ihr Träume!  
Ihr könnt mich nicht betrügen.  
Weil ich weiss wie es ist,  
wirklich mit Dir zusammen zu sein.

Alle, die von Dir träumen müssen  
Dich nur in ihren Träumen küssen  
Euch bleibt zum Glück und Pech erspart  
Der Schmerz im Herz, der süsse,  
wenn Du von mir gehst.

Es muss sich ja nicht immer alles reimen, oder?



## DER AFFE IST TOT

### 1

Hören Sie. Diese Geschichte ist für uns zu skurril. Das passt nicht in unser Programm. Warum? Weil uns das niemand abnimmt. Wir sind ein Dokumentationskanal. Was sie uns hier vorlegen, ist pure Science Fiction. Verstehen sie? Ich will nicht sagen, dass es nicht wahr ist oder so. Ich bin als Chefredaktor ja kein Wahrheitsorakel. Aber sehen sie: Dinge müssen nicht wahr sein, um glaubhaft zu sein, sondern sie müssen mit dem, was die Leute für wahr halten wollen, etwas zu tun haben. Verstehen sie?

Das glaubt uns niemand, was sie da recherchiert haben. Das kann noch so wahr sein. Das ist völlig egal. Jemand der unseren Dokumentarkanal schaut, der möchte sicher sein, dass es wahr ist. Verstehen sie? Wir müssen aufpassen, dass wir nicht Dinge bringen, die unseren Zuschauern das Gefühl geben, wir würden sie anmogeln oder ihnen etwas vorgaukeln. Oder sie manipulieren. Wir können unser Publikum nicht als Versuchskaninchen für neue Narrative missbrauchen. Verstehen sie? Unsere Glaubhaftigkeit als Kanal kann nur damit erhalten bleiben, dass wir selber wachsam sind und die Glaubhaftigkeit unserer Stories genau mit unseren Zuschauern abgleichen. Verstehen sie?

Niemand wird ihnen glauben, dass dieser Ausschnitt der Livesendung aus dem längst vergangenen Jahr 2084 echt ist. Das ist das Problem. Da können sie noch viele weitere Hundertschaften von Zeugen bemühen und Archivadamen und Wissenschaftler noch und nöcher behaupten lassen, dass es eine echte Aufnahme sei von dieser Sendung. Das ist völlig egal. Wir sind es nicht gewohnt solche Dinge für echt zu halten, die wir noch nie gehört haben. Punkt. Verstehen sie? Wenn das schon jemand vor ihnen gesagt hätte, dass ein Mann in einer Radiolivesendung den ersten sprechenden Affen der Welt erschießt und er nachher selber wegen Mord an-

geklagt und hingerichtet wird. Würden sie sowas für echt halten? Seien sie ehrlich! Also, sehen sie! Da haben wir's. Als sie es das erste Mal gehört haben, haben sie es auch für eine erfundene Story gehalten. Genau darum geht es. Und deshalb ist und bleibt es für uns eine erfundene Story, so leid es mir für ihre Arbeit tut. Ich glaube sie verschwenden ihre Zeit.

## 2

Das Dokumentationszentrum ArcheNova wurde 2049 gegründet, weil staatlich kontrollierte Medien zunehmend Archive durchforstet haben nach nicht genehmen Narrativen und entsprechende Einträge massenhaft und unwiederbringlich gelöscht wurden. Vor allem wegen Politikern, Geschäftemachern und Wissenschaftlern, die nicht wollten, dass man frühere Aussagen von ihnen findet, die sie als kompromittierend und karriereschädigend empfinden. Ein lukratives Bedürfnis nach Geschichtshygienisierung bestand insbesondere im Nachgang der Covidkrise 2020-2023 und nach den vielen Prozessen gegen die Urheber und Mitläufer und Verantwortlichen. Weil man nicht genug Serverkapazität hatte, wurden Radio- und TV-Sendungen automatisch transkribiert. Zeitungs- und Bildarchive wurden mit OCR-Software als Texte gespeichert. Ausserdem konnte textbasiert viel rascher nach Stichworten und Namen gesucht werden. Das Dokumentationszentrum Archenova wurde bei Anschlägen mehrmals zerstört. Wegen der grossen Speicherdichte von Texten konnte das Archiv jedoch in einer relativ kleinen geheimen Cloud aufbewahrt werden. Der Zugang war öffentlich. In fast allen Ländern war ArcheNova zensuriert. Zwar nicht offiziell, jedoch ist sie mit künstlichen Flaschenhälsen versehen worden, die genauestens überwacht wurden. Es gab hunderte von Original-Kopien des gesamten Archivs.

Vor Gerichten weltweit durften Dokumente von ArcheNova nicht präsentiert werden. Angeblich weil sie nicht fälschungssicher seien und kein offizielles Impressum bestand, also nicht klar war, wer der verantwortliche Herausgeber ist.

ArcheNova. Automatische Abschrift der Archivaufnahme vom .... Kanal Natur. 2084. Originalsprache English/Kuluki. Automatisch übersetzt ins Deutsche (Sprachversion 2000 – veraltet. Sprache nicht mehr in Gebrauch seit 2076). Sendungstyp: Live moderiert von Host mit Gästen. Länge: 25.47 Minuten (abgebrochen von Senderseite)

Musik, Jingle. Sendungssignet. Applaus von Publikum ..

Moderator: Herzlich willkommen, meine sehr verehrten Damen und Herren zu "Wunder dieser Erde". Es wird heute eine aussergewöhnliche, sensationelle und denkwürdige Sendung werden, denn wir haben die Ehre, Ihnen eine Weltpremiere anzukündigen: Sie alle haben sicher davon gehört: Bei uns zu Gast ist der erste und bisher weltweit einzige sprechende Affe des Planeten Erde. Mein Name ist Carl Habbner ich bin heute ihr Gastgeber. Und das sind meine Gäste: Zu meiner linken John C. Palmer, emeritierter Professor für Ethnologie, Anthropologie und Verhaltensforschung.

Palmer: Es ist mir eine Ehre

Moderator: Zu meiner rechten hier: Cassius Rhombulu, der sprechende Gorillamann aus Zentralafrika

Rhombulu: Abua Nteke Abue

Dometscher: Das heisst: Guten Tag.

Moderator: Und dieser Herr, der das freundlicherweise übersetzt hat, das ist Mansala Luvila Nseka. Einer der wenigen Menschen, die die Sprache der Waldbewohner von Zentralafrika sprechen. Er ist selber im Stammesgebiet der Mtuluti aufgewachsen, zu welchem auch das Habitat der Gorillas gehört, in welchem Cassius Rhombulu aufgewachsen ist.

Dolmetscher: Danke, dass ich hier sein darf.

Moderator: Angeschlossen sind aus aktuellem Anlass die Netzwerke Spiritworld, Missionblue, Afrika Today, National Geographic und DisneyNature.

(Werbung)

Moderator: Warum findet diese Sendung nicht im Fernsehen statt, sondern am Radio? Das ist eine der Fragen die wir gleich zu Beginn von unserer Seite her klar stellen möchten. Geplant war dieser Auftritt im Rahmen eines internationalen Dokumentarkanales, den sie alle kennen. Leider gab es in letzter Minute Probleme, die nicht termingerecht gelöst werden konnten. Es geht um Lizenzierungsstreitigkeiten, auf die wir hier nicht näher eingehen möchten weil sie Gegenstand juristischer Auseinandersetzungen sind, die noch andauern. Nur soviel: Wir bedauern dies ausserordentlich. Um so mehr freuen wir uns, dass es heute möglich ist, diese Sendung weltweit live im Radio und auf Audiostreams mitzuverfolgen.

Moderator Herr Cassius Rhombulu, erzählen sie uns Menschenkindern doch bitte etwas von ihrem bisherigen Leben.

Rhombulu: (redet)

Dolmetscher (übersetzt) Ich bin der zweite Sohn meiner Mutter und der fünfte Sohn meines Vaters. Ich wurde vor elf Jahren geboren. Meine Sippe bestand damals aus fünf Erwachsenen, drei Halbwüchsigen und neun Kindern, davon drei Säuglinge.

Moderator Kennt man so etwas wie Namen bei euch?

Rhombulu (redet) ( Nicht transkribierbare Sprache. Phonetische Wiedergabe kann eingeschaltet werden.)

Dolmetscher (übersetzt) Nein. Jeder kennt jeden. Da braucht es keine Namen. Vater, Mutter, Bruder Schwester, kleine Schwester, ers-

ter Bruder. Jeder weiss alles. Selbstverständlich. Das muss nicht ausgespr...

Datenriss. Weitere Partikel hier >

#### 4

Aus dem Bericht der Polizei. "Der Täter sprang im zweiten Teil nach der Werbung auf. Er zog eine Pistole und schoss mehrmals auf Rhombulu." Der 35-Jährige Attentäter wurde hingerichtet am 4. Juni 2084. Beschleunigter Prozess mit AI-Unterstützung. Eine klare Sache. Der Täter hatte sich nicht einmal gewehrt. Es war einfach, diese Daten zu finden. Zum Fall selber gab es kaum etwas. Nur zwei, drei Aussagen von Anwälten und von einem Gerichtsmediziner. Praktisch alle Originalarchivaufnahmen mit dem Stichwort "sprechender Affe" wurden gelöscht. Leider fanden sich nur wenige in der Transkribierungsliste von ArcheNova. Die Organisation wurde seit 2095 zunehmend von kommerziellen Datenbereinigungsfirmen unterwandert, die im Auftrag von Kunden Daten löschten und deren Transkribierung verhinderten. Mehrmals waren ganze Archivblöcke von ArcheNova komplett gelöscht worden. Kopien der Originalarchive wurden regelmäßig mit Viren angegriffen und zerstört.

#### 5

Die Arbeit meiner Reinigungsfirma ist eigentlich ganz simpel. Man muss nur dort nachschauen, wo es Schmutz hat, wo man nicht autorisiert, also illegal, Daten speichert und dort zuschlagen. Das ist auch gedeckt vom Staat, von Gerichten, den Medien, den meisten etablierten Politikern und

Wissenschaftlern. Der Anarchohaufen, der den Dreck von früher aufbewahrt, wird dann sauber und keimfrei ausgeputzt. Zur Hygienisierung der Vergangenheit haben wir verschiedene Möglichkeiten, abhängig vom Budget des Klienten. Sie dürfen sich unsere Putzmannschaft als eine hochtechnisch ausgerüstete Equipe mit grossen Besen, grossen Kübeln und wirkungsvollen Putzmitteln vorstellen, wenn sie verstehen was ich meine. Bei uns macht es meist nicht Wischi-Waschi sondern eher etwas in Richtung Bumm! Zisch ! Päng! Schmutzspuren und Rückstände gibt es bei uns keine. Wir sind schliesslich Profis. Aber man stellt sich das alles viel zu romantisch vor. Wir laufen nicht mit dem entscherten Meister Proppe im Anschlag durch die dunklen Gassen, sondern das Meiste ist langweilige Arbeit vor dem Computer. Spurensuche. Es geht erst los, wenn einer freigegeben wird von unserer Staatsanwaltschaft. Das ist dann, wie wenn ein Kammerjäger ein paar Kakerlaken ausräuchert. Ruck-Zuck. Wir sind meist weg, bevor irgendwo in der Nähe ein Licht angeht.

## 6

Mein Name ist Susan. Ich komme in dieser Geschichte vor, weil ich eine Frau bin. Der Journalist hat mich besucht, zwei Tage bevor er tödlich verunfallte. Glücklicherweise stand über mich nirgends etwas in den Medien und ich hab auch nie "gefacebooked" und so. Wer weiss was sonst noch alles geschehen wäre. Jedenfalls habe ich dann gedacht, ich würde mir diese alte Story mal noch etwas genauer anschauen. Ich war ja damals noch jung. Verstehen sie, 23 Jahre. Und alles ist lange her, also auch gewissermassen weit weg. Es war eine etwas andere Zeit damals, als man noch sowas wie Geschichte hatte. Wir haben damals gemeint, das sei etwas Festes, Klares. Heute wissen wir, dass alles hergestellt wird für irgend jemanden. Man will die Geschichte nicht wahr haben. Man macht sie sich so, wie man sie braucht, um das zu erreichen was man will. Soviel habe ich verstanden. Ich habe mich

gedruckt und versucht mich rauszuhalten, aber als der Journalist kam, hatte ich plötzlich Angst. Zum Glück habe ich gleich reagiert. Einen Tag später wusste ich: Vielleicht hat es auch mein Leben gerettet.

Er hatte ein Audiofile auf einem Memorystick bei mir gelassen. Weil ich einst einen Artikel über die Sprachstruktur der Forest people Zentralafrikas veröffentlicht hatte, war er auf mich gestossen.

Er war sehr zurückhaltend mit Informationen. Misstrauisch würde ich sagen. Aber möglicherweise wollte er mich auch schützen. Er wollte nur soviel sagen, dass er gerne wissen möchte, was in dem Gespräch, das aufgezeichnet ist, gesprochen wurde. Ich versprach ihm, das anzuhören und ihm mitzuteilen, ob ich weiterhelfen könne. Ich las dann in einem Posting, dass der Journalist bei einem Unfall mit seinem Motorrad von einem Lastwagen überrollt worden war.

## 7

Ich möchte nicht, dass sie meinen Namen erwähnen! Wenn sie einmal Nein gesagt haben zum Geheimdienst, müssen sie aufpassen, denn sie werden auf Schritt und Tritt verfolgt. Man vergisst sie nicht. Vielleicht auch hier. Ich war damals nur ein unbedeutender Wärter im Zoo. Ich nehme an, sie wären auch erstaunt, in einem solchen Beruf plötzlich mit der Frage konfrontiert zu sein, ob sie für den Geheimdienst als Zoowärter arbeiten wollen. Mir war damals noch nicht klar, worum es überhaupt ging. Was mich stutzig gemacht hatte, war vor allem, dass man mir nicht genau sagen wollte, weshalb sie gerade mich anwerben wollten. Es hiess: Das können wir ihnen erst sagen, wenn sie zugesagt und unterschrieben haben. Wir dürfen Personen, die nicht der Rechtschaffenheit des Geheimdienstes unterstehen, keine Auskünfte über unsere Tätigkeit geben. Das leuchtete mir ja sogar noch ein, aber ich bat die netten Damen und Herren, es waren im

ganzen drei, zu verstehen, dass ich genügend gute Gründe kennen müsse, um meinen Job als Zoowärter an den Nagel zu hängen und irgendetwas anderes zu machen. Das hat man durchaus verstanden. Man könne mir nur bestätigen, dass ich meinen jetzigen Job behalten und ihn weiterhin ganz normal ausüben dürfe.

Ich bat um eine Bedenkzeit von 24 Stunden. Dies wurde mir gewährt. Es war eine lange, schlaflose Nacht. Ich war sehr früh wieder an der Arbeit. Als ich den Stall besuchte, stand da Hektor. Das alte Bonobo-Männchen stand schon hellwach bei der Türe. Es war als hätte mich Hektor erwartet, was aber seltsam war, denn normalerweise kam ich gar nicht so früh in den Zoo. Hektor sah zu Boden. Er tat so, als sähe er mich nicht. Doch dann hob er den Kopf, schaute mich genau an, spitzte den Mund und krauste ihn wieder. Nun schüttelte er den Kopf. Zwei Mal. Ganz langsam. Links rechts. Links rechts. Dann schaute er wieder zu Boden und ging zu seinem Schlafplatz.

Es war ein eindeutiges "Nein". Wie soll ich sagen? Hatte er die Frage in meinem Blick gelesen?

Ich bin ja nicht abergläubisch. Trotzdem war mir klar, dass die Antwort "Nein" heissen musste.

Kurz darauf wurde ich entlassen. Ich suchte lange nach einem Job als Tierwärter für Menschenaffen. Aber ich hatte nur frustrierende Erlebnisse bei jeder Bewerbung. Es war als schriebe ich gegen eine unsichtbare Wand. Der entscheidende Moment kam, als ich eines Tages beschloss, meinen alten Freund Hektor wieder einmal zu besuchen im Zoo. Ich könnte ja, dachte ich, mit ihm ein wenig zusammen sein, als normaler Zoobesucher. Vielleicht würde er mich auch ohne die blauen Überkleider und auch ohne Gummistiefel und Besen erkennen. Es gab aber keinen Hektor mehr und auch seine ganze Affenfamilie war weg. Sie seien an einer Seuche gestorben, erzählte mir eine alte Frau, die wie ich ratlos vor den leeren Käfigen stand. Eine Krankheit? Weshalb hatte ich davon nichts gehört, nichts gelesen?

Ich war schon lange als Tierarzt für den Zoo angestellt gewesen. Ich bin ja selber ein älteres Semester. Ich hatte mich auf Menschenaffen spezialisiert gehabt, Schimpansen, Gorillas, Bonobos, Orang Utans – wir waren weltweit eine Handvoll, die sich darin auskannten und austauschten. Die meisten waren wie ich schon etwas älter. Wegen der Seuche wurden wir nicht vom Zoo informiert. Das lief irgendwie anders. Als wir es erfuhren war längst alles vorbei. Ein Jüngerer – hiess es – hätte den Fall übernommen. Mich hat es trotzdem interessiert. Aber ich hörte nie etwas von den Obduktionsberichten. Gar nichts. Von Niemandem. Das ist sonderbar, denn wie bei HumanmedizinerInnen lernen auch wir Tiermediziner über neue Krankheiten von den Toten, durch Obduktionen. Normalerweise wurden solche Berichte deshalb intensiv geteilt und kommentiert. Seltsamerweise fehlte dies alles. Und erst noch bei einer Epidemie, die Populationen von Menschenaffen in mehreren Zoos betraf. Von höchst geschützten und vom Aussterben bedrohten Arten, die in internationalen Schutzprogrammen figurierten. Jedes einzelne Tier ist darin mit Stammbaum, Name und Biografie bekannt. Plötzlich gab es diese Listen nicht mehr.

Fast zur selben Zeit wurde diese Sendung mit dem sprechenden Affen, der ermordet wurde, im Radio ausgestrahlt. Eine höchst befremdliche und verwirrende Geschichte. Ich hielt das für einen Aprilscherz, kannte aber den Professor, der mit dem Affen in der Sendung war und versuchte, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Ich hatte Zeit. Ich war alleine und pensioniert. Und von da an wurde es schwierig.

Einen Tag nachdem ich an den Professor eine Email geschickt hatte, erhielt ich Besuch von ein paar Herren, die mich ausfragten, ob ich Kontakt aufgenommen hätte mit diesem Herren hier. Sie zeigten mir unter der Türe ein Foto des Professors. Bevor ich etwas sagen wollte, fragte ich ganz anständig: "Darf ich erfahren, wer Sie sind, meine Herren, und in wessen Auftrag sie mich hier besuchen?" Aber da hatten sie mich schon niedergeschlagen. Es schien als wüssten sie, dass ich alleine wohne. Meine Frau ist

vor vier Jahren verstorben. Meine Kinder sind alle erwachsen und verstreut über die ganze Welt.

Die Agenten zerrten mich ins Esszimmer und verhörten mich. Sie wollten wissen, wo dieser Professor ist. Aber das wollte ich ja selber wissen, also war ich nicht sehr hilfreich. Sie drohten damit mein Haus anzuzünden, falls ich die Polizei einschalten würde und verschwanden. Ich ging zur Polizei und erstattete Anzeige. Als ich zurück kam stand mein Haus in Flammen. Brandstiftung. Unbekannt. Alles verlief im Sande.

## 9

Das war eine dumme Idee, an dieser Sendung teil zu nehmen. Ich hatte das total falsch eingeschätzt. Es tat mir sehr leid, was ich damit angerichtet habe. Aber die Dinge haben sich überstürzt. Während einer Sekunde war alles gelaufen. Mit einem Schuss.

## 10

Wenn sie ein Ereignis in den Medien inszenieren, dann müssen sie nicht darauf achten, was sie sagen und tun, sondern einzig und allein was sie damit verursachen. Die meisten Leute machen den Fehler, Marketing zu verstehen als eine Kunst, Inhalte zu verkaufen. Das ist völliger Blödsinn. Sowa meinen nur blutige Anfänger. Ein Profi kümmert sich nicht um Inhalte, sondern nur um Wirkungen. Wenn sie das einmal begreifen, werden sie verstehen, weshalb man auf diese idiotische Idee kommen konnte, die Sendung mit dem sprechenden Affen zu machen mit dem Mordanschlag auf ihn und der Hinrichtung des sogenannten Attentäters.

Sehen sie: Warum hat man den Affen nicht einfach in der Garderobe erschossen und gesagt er sei krank geworden? Weshalb in der Livesendung? Von einem Mann aus dem Publikum? Ein Einzeltäter, Spinner, Kranker? Der Affe hätte ja einfach unter einen Lastwagen kommen könne. Man kann sich auch in der Badewanne das Genick brechen. Weshalb in der Livesendung? Weshalb im Radio? Das ist doch eine typische Fernsehgeschichte. Gut, das hat man dann auch erklärt, aber trotzdem. Glauben sie, man hätte sich nicht einigen können über die rechtlichen Dinge zwischen ein paar Fernsehnetzwerken, die ein paar Millionen aufschmeissen?

Was antworten sie auf all diese Fragen? Sie meinen ja, dass sie die Medien durchschauen, weil sie sie selber täglich nutzen. Aber sie täuschen sich, weil man ihnen das, was sie meinen, sei der Nutzen der Medien, nur vorspielt. Dieser Nutzen wird extra für sie gemacht, damit sie meinen, dass die Medien diese Aufgabe hätten und sie sie so wahrnehmen. Dabei geht es um ganz andere Dinge. Nämlich um solche, die sie nicht wissen sollen. Ja . Da werden sie jetzt etwas daran zu kauen haben. Das kann ich ihnen gut nachfühlen. Sie sind ja schliesslich zur Schule gegangen und haben da gehört, wie die Welt funktioniert und die Geschichte und die Medien und die Politik, die immer transparenter wird. Von Jahr zu Jahr wird sie transparenter und transparenter. Aber dafür hat man einfach das Licht ausgelöscht und in der Schwärze einer Höhle siehst du auch durch das klarste Glas nichts. Verstehen sie? Man tappt in der Schwärze der kompletten Transparenz durch die Finsternis.

Ja, ich weiss. Ich hätte Poet werden sollen. Aber bei der Berufsberatung hat man mir gesagt: Als Poet sind sie zu zynisch. Wir haben da etwas anderes für ihren Charakter. Da bin ich. Medienberater. Aber ich beantworte die Fragen, die ich kostenfrei stelle, nicht auch noch gratis. Von etwas muss ich ja auch leben. Nicht wahr?

Dass ein Affe sprechen kann ist nichts Aussergewöhnliches. Viele Affen sprechen, verschiedene Sprachen sogar. Man sieht sie auch im Fernsehen, - nein, nicht die Moderatoren, sie Scherzkecks -- in Filmen, in Songs, Büchern, Games. Hanuman der Affenkönig spricht seit Jahrtausenden bei den Indern in der Mahabarata, der König der Orangs bei Mogli im Disneyfilm Dschungelbuch, alle reden und singen und tanzen. Alle finden das ganz normal. Nur KingKong, der rohe Ramboaffe aus dem Urwald, spricht nicht, sondern grunzt, knurrt, rappt und brüllt nur rum. Und rasselt mit seiner Goldkette. Dass ein Affe reden kann, ist doch ganz normal. Aber nun kommt ein Problem. Kein Mensch kann jemals akzeptieren, dass ein richtiger Affe wie ein richtiger Mensch redet. Warum eigentlich nicht? Weil sie uns zu nahe sind. Darum. Das wird in der Psychologie dieses Dramas wegen dem sprechen den Affen gerne vergessen und ist auch der Grund dafür, dass man die Geschichte sofort loswerden wollte, als es gefährlich nahe an die Realität kam. Ich bin überzeugt, dass dieser Reflex der Abgrenzung gegen Fremde, die uns zu nahe kommen, zu dieser fast kompletten Zensur und Faktenignoranz geführt hat. Sie erscheint tatsächlich konzertiert, das gebe ich zu. Es scheint so, wie wenn jemand einen Befehl gegeben hätte. Aber sehen sie, Reflexe sind überall ähnlich. Das treffendste Beispiel ist die Panik. Es scheint wie ein Signal, wie eine geplante Aktion, ist aber nur die sich selber nach der Chaostheorie ausbreitende Reflexhandlung eines Schwarms. Wie bei einem Fischschwarm, der um einen Taucher schwimmt. Oder ein Angriff winziger Ameisen auf einen hundert Mal grösseres Insekt. Sie töten es und tragen es gemeinsam weg. Ein Schwarmreflex.

wenden wir uns dem Mann zu, der den Affen umgebracht hat. Was hat er damit genau erreicht? Nichts, würde man reflexartig sagen. Das ist falsch. Er hat eine Geschichte beendet. Er hat verhindert, dass etwas Schmerzhaftes zur Sprache kommt. Auf diesen Schmerz hat der Attentäter mit Abwehr reagiert, indem er den Affen tötete, der reden kann. Der Mörder hat dem Affen damit dasjenige ausgelöscht, womit er ihm und den anderen Men-

schen zu nahe kam: Die Sprache. Er hat ihn mundtot gemacht, damit der Affe weiter Affe bleibt, wie in den Märchen. Somit bleibt der Affe schön im Gebiet der Fantasie zuhause, wo er geduldet und geliebt wird. Es sind da immer Menschen im Kleid eines Affen, also Aufführungen. Aber nicht Realität.

Die Realität ist etwas ganz Furchtbares im Vergleich zur Fantasie. Deshalb fühlen sich Viele heute fast nur noch wohl in ihren Vorstellungen. Und sie tun alles, um diese aufrecht zu halten. Sie gehen gar soweit, dass sie zu einer Knarre greifen und in einer Radiolivesendung einen sprechenden Affen abknallen. Kein normaler Mensch würde sowas tun. Weil jeder doch automatisch denkt: Das ist bloss ein Schauspieler, der so tut als sei er ein Affe. Und so hat man ja dann die Geschichte am Schluss auch gedreht. Es war eine Inszenierung. Und deshalb ist der Mann, der den Affen erschossen hat, in Wirklichkeit ein Menschenmörder und wurde auch hingerichtet, weil er sich nicht einmal gewehrt hat dagegen.

Das ist noch oft so bei Attentätern. Sie denken, dass sie das Recht des Volkes verteidigen. Sie opfern sich dafür. Dabei gab es doch angesehene Fachleute, die bestätigt hatten, dass der Affe tatsächlich ein richtiger Affe war und kein Mensch. Allerdings muss das noch nicht heissen, dass es auch so war und dass der Affe auch selber geredet hat, denn technisch ist ja längst alles möglich. Aber sobald ein Narrativ gefunden ist, das dem Schmerz einen Ausweg bietet, wird dieser Weg wie bei der Panik von der Masse alternativlos eingeschlagen und dann ist die Sache erledigt. Das hat mit Fakten dann nichts mehr zu tun. Nichts.

Unsere Position als Tierschutzorganisation war immer: Egal ob es ein Tier oder ein Mensch ist. Mord ist Mord.

Es wird zu viel um den heissen Brei herum geredet. Ein ärgerliches Geplapper ist das, das mehr verbirgt als offen legt. Es gibt zwei Hypothesen. Die eine ist das bekannte Narrativ: Es war ein Mensch. Fake. Alles nur Show. Blöd gelaufen. Ein Toter usw.

Und dann gibt es aber die andere Seite, diejenige die bisher peinlich vermieden wurde. Nehmen wir doch einmal an, dass es vielleicht tatsächlich ein richtiger, wirklicher Affe war, also eine andere Spezies als der Mensch, der wie ein Mensch reden und mit den Menschen reden kann. Ich weiss, dass sich jetzt in vielen ein Widerstand regt. Versuchen sie diesen Widerstand für ein paar Sekunden zurückzuhalten. Sie können ja dann immer noch nachher wieder zu ihrem Schwarmnarrativ zurückkehren. Nehmen wir an der Affe war ein Affe und er hat selber geredet. Ich frage sie: Von wem hat er diese Sprache gelernt? Sprache kann sich nur in sozialen Systemen entwickeln. Das wissen wir von Kaspar Hauser und anderen Stories. Nur in einem Bezugssystem, wo die Sprache ein soziales Element ist. Wie kann ein Affe dazu kommen, in einem solchen sozialen Kommunikationssystem mit dieser Sprache aufgenommen, verstanden und verstehend zu sein? Was müssen da für Bedingungen herrschen, damit Sprache überhaupt für einen nahen Verwandten des Menschen erwerbbar ist? Würde das nicht bedingen, dass der Affe mit den Menschen, deren Sprache er spricht, zusammen lebt? Ich meine Ja. Ich sehe keine andere Möglichkeit. Woher sonst sollte er die Sprache erworben und ihre Inhalte vermittelt erhalten haben, wenn nicht im Austausch mit anderen, die so sprechen wie er? Ich wiederhole mich vielleicht. Können Sie mir folgen? Ich will damit nur sagen, dass für jeden Entwicklungspsychologen und Linguisten klar ist, dass ein sprechender Affe ganzheitlich identitäres Mitglied einer Sozietät sein muss, um die Sprache dieser Menschen zu erlernen.

Ich will jetzt gar nicht soweit gehen mir vorzustellen wie es möglich sein könnte dass ein Affe wie ein Mensch unter Menschen oder unter anderen

menschenähnlichen Affen aufwachsen kann. Da gibt es ja für die Fantasie kaum Grenzen.

Zunächst nur noch ein anderes Thema. Gibt es irgendwo in der Natur und in der Welt der Naturwissenschaften ähnliche Modelle, wie eine Art, also ein bestimmter, in sich geschlossener, identitärer, lebendiger Organismus seine Sprache mit anderen artfremden Organismen teilt? Dass also beispielsweise zwei Vogelarten miteinander kommunizieren, wie sie in ihrer Art untereinander kommunizieren. Gibt es sowas? Oder dass zwei Froscharten im selben Teich miteinander eine gemeinsame Sprache sprechen, oder besser: eine gemeinsame, codierte und decodierte Struktur von Kommunikation verwenden? Oder ist es viel eher so, dass die Natur eben gerade nicht will, dass Organismen mit artfremden Organismen in ihren eigenen Sprachen sprechen, sondern, wenn schon, dann irgendwie anders. Ja, sorry. Ich mach das kompliziert. Schauen sie: Wir reden ja auch mit Bäumen und dem Hund, unseren Meerschweinchen und dem Kanarienvogel. Wir sprechen mit Dingen in unserer Sprache. Sogar mit unserem Auto reden wir: Mach jetzt! Spring an! Gibt es aber so etwas wie eine gemeinsamen Sprache, wo auch das Auto, das Meerschweinchen und der Kanarienvogel gleichberechtigt mit uns in der Sprache sind? Aha! Jetzt ist mir das Wort gleichberechtigt rausgeplumps. Haben sie das bemerkt? Dass die Art, wie wir mit lebendigen Mitgeschöpfen in der Natur reden, zuerst einmal damit zu hat, dass wir sie als gleichberechtigt annehmen können, als Voraussetzung für ein Gespräch. In welcher Sprache auch immer. Wir hätten also zwei Sprachmodelle. Das Modell der identitätsstiftenden, codierten Kommunikation menschlicher Gesellschaften, sowie das Modell einer Naturkommunikation, die – sagen wir es mal neutral – ganzheitlicher codiert ist. wenn wir diese Hypothesen so angenommen haben, müssen wir daraus folgern: Bei dem sprechenden Affen reden wir nicht vom Sprachmodell der Natur, nicht vom Kommunikationssystem der Gorillas, sondern von dem des Menschen. Das können wir deshalb gut verstehen, weil wir ja selber beide Sprachen sprechen. Mit den Menschen so. Mit der Katze und der Geranie so.

Man kann annehmen, dass die Welt zu klein ist, um die Menschen zu ernähren. Man kann der Meinung sein, der Mensch sei zu blöd, um sich vernünftig auf seinem Planeten anzustellen. Man kann behaupten, dass zuviel CO<sub>2</sub> den göttlichen Plan durchkreuzt, schlecht sei für Klima, Gentechnik die Schöpfung irritiert; Benzin- und Dieselaautos den Untergang der Zivilisation besiegeln und ein Coronavirus die Bevölkerung auslöscht, während die Impfung alle rettet. Das sind alles Verschwörungstheorien, die aber nicht als solche gelten. Warum nicht? Weil die Wertungen und Schuldzuweisungen anonymisiert sind. Man tut so, als könne man Gut von Böse unterscheiden. Begründet werden diese Unterscheidungen mit einem Katechismus von Abstraktionen ins Absolute. Also mit der Entfernung vom lebendigen Dasein. Der Effekt davon ist, dass Verschwörungstheorien Feindbilder generieren und es um Schuld und Schuldzuweisungen geht, in denen man sich verliert in Kriegen und sinnlosen Zerstörungen dessen, was andere aufgebaut haben.

Worauf ich hinaus will: Die exemplarische Geschichte vom sprechenden Affen, der ermordet wurde, ist ein ideales Gefäß für die Entwicklung von Verschwörungstheorien, weil es ganz offensichtlich ein System geben muss, durch das es zu dem kommen konnte, was Realität ist und wie Geschichte daraus hergestellt wurde. In der Kriminalistik sagt man dem Motiv. Es muss einen Grund geben für eine Tat. Einen Auslöser, einen Antrieb dahinter. Wenn man sagt: Geldnot, Eifersucht, Neid, Rache ist alles schon fast entschuldigt. Man versteht. Man kennt sich selber. Aber sowas wie die Ermordung eines in einer Radiosendung sprechenden Affen? Niemand glaubt an eine Einzeltat. Niemand. Ist es, weil wir einfach blöd sind und es nicht bei einer grundlosen, sinnlosen Handlung belassen können, oder weil wir es nicht aushalten können, dass man völlig grundlos einen sprechenden Affen tötet? Das war ja sehr gezielt und vorbereitet. Keineswegs eine spontane Entscheidung. Man muss in die Radiosendung kommen, da eine Waffe rein-

schmuggeln. Und dann wohl warten bis zu einer entscheidenden Stelle, um den erwünschten Tumult auszulösen. Auch ein Selbstmordattentäter wartet manchmal stundenlang im Publikum bis er sich in die Luft sprengt. Im richtigen Moment, was immer das dann in der Biografie des Attentäters ist. Aber das Ziel wurde gewählt. Die Tat geplant. Niemand wird dies bestreiten. Es muss eine Vorgeschichte geben. In diesem Falle sieht es ganz danach aus, dass diese Vorgeschichte ganz gezielt mit der Hinrichtung beseitigt wurde. Falls es denn überhaupt eine Hinrichtung gab. Man kann ja über sie berichten, völlig unabhängig davon, was tatsächlich mit dem Mann geschehen ist. Auch eine Verschwörungstheorie. Merken sie? Es muss ein Motiv und eine List dahinter sein, die unentdeckt bleiben will. Ein unsichtbarer Feind, wie ein Virus, der nur indirekt durch Symptome der Umwelt erahnbar und herbeinterpretierbar ist, oder nicht. Ein Übel jedenfalls. Man liebt das nicht. Das lauernde Ungewisse macht einen unsicher.

Aha! Da sagt jetzt also jemand, dass es diese Hinrichtung des Affenmörders gar nicht gab. So, so! Wer hat ihn denn begnadigt? Wer hat es so aussehen lassen, als habe man ihn hingerichtet? Das kann doch gar nicht sein. Wie soll das Leben eines solchen kleinen Attentäters so wichtig sein, dass die Auftraggeber es erhalten wollen, indem man ihn heimlich begnadigt? Niemand, der die Kaltblütigkeit der Mafia kennt, würde riskieren, dass ein kleiner Handlanger sich verplappern kann. Das schliesse ich aus. Ob es das Böse gibt oder nicht, ist eine Sache. Dass jedoch das Böse dumm ist, wenn es dieses denn tatsächlich gibt, halte ich für ausgeschlossen. Dummheit kann sich das Böse nicht leisten. Blödheit ist das Privileg der Guten.

Man hat mich angerufen und gesagt, man möchte eine Expedition nach Zentralafrika machen. Ein paar Wissenschaftler, Anthropologen, Ethnologen, Naturkundler, Vogel-, Insekten- und Amphibienfreunde und ein Spezialist für Saprophyten, etwa zwölf Leute. Man habe vor in drei Grup-

pen unterwegs zu sein. Ein Plan für die Gebiete, die man besuchen wolle, liege vor. Man benötige logistische Unterstützung im Lande, sichere Unterkünfte, Kommunikation und Helfer vor Ort, Dolmetscher für die Sprache der Ethnien der dort lebenden Forest People. Hoppla , dachte ich. Die wollen wirklich in den Urwald? Ob die eine Ahnung haben, was sie da erwartet?

Als erstes schickte ich eine Rechnung für einen Planungskredit. 10'000 Dollar. Das mache ich immer, um zu testen, wie wichtig die Sache ist. Das Geld war in drei Tagen auf meinem Konto. Die meinen das ernst.

## 16

Es gab zwei Anschläge. Zuerst auf das Büro der Menschenrechtsorganisation, danach auf das Büro der Naturschutzorganisation. Die beiden Fälle hingen zusammen. Die Staatsanwaltschaft untersuchte. Es gab Ermittlungen, Befragungen, Verhaftungen, Verhöre. Bald war klar, dass die beiden Gruppen sich bekämpfen mit allen Mitteln. Offenbar war ein neues Niveau von Auseinandersetzung erreicht worden. Zielkonflikte sagt man dem. Sehr bedenklich! Die Medien waren in Aufruhr. Hundertausende von Gönnern beider Organisationen waren in eine Art Bürgerkrieg verwickelt. Das muss man so sagen. Ja, Bürgerkrieg. Ein Krieg der edlen Spender.

## 17

Seit Wochen hatte ich keine Nachricht erhalten vom Surveillant. Wir hatten abgemacht, dass er sich jeden zweiten Tag meldet, einfach um sicher zu sein. Ich war alarmiert. Die Leute, die das Naturreservat überwachen, leben gefährlich. Es gibt viele Wilderer. Wenn man nicht aufpasst, ist man schnell tot, schnell vermodert im Dschungel. Es dauert bloss ein paar Tage

und eine Leiche ist weg. Das war leider auch schon geschehen. Täter zu finden ist praktisch unmöglich.

Was sollte ich tun? Ich war untergetaucht und konnte mich nicht so einfach bewegen. Bestimmt würde man meinen Pass und alle meine Identitätsmittel sofort erkennen. Ich nahm an, dass ich auf irgend-einer Liste stand. Nach dem, was 2084 vorgefallen war, war fast alles möglich. Ich musste vorsichtig sein.

## 18

Es gab immer wieder Fälle von Sex zwischen verschiedenen Arten. Ich war sozusagen die Spezialistin für dieses Thema beim Menschen. Ich habe früh nach dem Studium beschlossen, in diese Richtung weiter zu forschen. Für eine Sexualwissenschaftlerin ist das bestimmt ein etwas exotisches Fachgebiet, die Sodomie, aber eine höchst spannende Angelegenheit. Leider wird man, wenn es um Sex zwischen Menschen und Tieren geht, oft belästigt von trivialen Fragen, aber ich kann mich heute gut wehren: "Ist es geil mit einem Gorilla Sex zu haben?" Da antworte ich heute: "Was fragen sie mich? Fragen sie doch ihren Mann!" Ha Ha.

In meinem fortgeschrittenen Alter ist das Grundthema der Sexualität ja schleichend zu einer Theorie geworden, die froh ist, sich nicht auch noch immer mit der Praxis herumschlagen zu müssen. Wenn sie verstehen was ich meine. Das ist ja eines der furchtbaren Folterthemen des aufgeklärten Abendlandes: Sex im Alter. Statt dass man froh ist, sich endlich den grosselterlichen Gefühlen hingeben zu dürfen, verhält man sich immer noch wie ein verzweifelt, hormongeschütteltes Junghirschlein. Aber das darf man natürlich nicht sagen. Und wenn es um Sodomie geht, dann gibt es ganz ähnliche, lächerliche Narrative: Es sei eine Perversion an sowas zu denken. Dabei ist es einfach ein tierischer Trieb

zur Reproduktion. Wenn nichts Gleichartiges vorhanden ist, nimmt man eben was gerade da ist. Aber da empört man sich dann demonstrativ. Oder man fühlt sich krank und schuldig, wie Menschen im Spätmittelalter mit homosexuellen Neigungen. Die hat man die man auch als Sodomisten bezeichnet und dafür hingerichtet. Sie hätten angeblich den göttlichen Plan missachtet. Aha! Bei den Mönchen gilt dann dieser Plan aber nicht, und bei den Äbtissinnen und Betschwestern auch nicht. Aha! Die Alternative zu Sex ist Enthaltbarkeit. Warum? Wer sagt denn das? Ist denn Verdrängung nicht sogar schlimmer als Masturbation und Sodomie? Weshalb darf ein Geschöpf der Natur seine ureigene Natur nicht leben? Ist es, weil die Kreatur mit Verdrängung besser beherrschbar ist? Sie sehen, dass sich bei mir diese soziologischen und emanzipatorischen Fragen zu den eigentlichen Fragen der Sodomie dazugesellt haben. Weil es doch um Menschen als soziale Wesen geht. Nun bin ich aber abgeschweift. Was war genau die Frage?

Ja, wegen dem sprechenden Affen. Ich wurde zu dem Thema natürlich auch durch die Medien geschleppt und bin fleissig eingeladen worden mich dazu zu äussern, weil man heftig fantasierte, dass dieser sprechende Affe ein Hybrid sei von einem Menschen und einem Menschenaffen, offensichtlich einem Gorilla; dass also eine Frau Sex hatte mit einem Mann der anderen Art. Es war ja nicht klar ob die Mutter des sprechenden Affen ein Gorilla-weibchen war, das von einem Menschenmann geschwängert wurde oder ob sich eine Menschenfrau mit einem Gorillamännchen eingelassen hat. Die Standardfrage dazu ist meist: Kann man sich so etwas vorstellen, dass es das gibt: Sex zwischen Menschenaffe und Mensch? Was für eine seltsame Frage. Haben sie je die Frage gehört, ob es sowas wie Sex gibt zwischen einer Kerze und einem Menschen, zwischen einer Gurke und einem Menschen. Einvernehmlicher Sex mit Früchten, Schafen und irgendwelchen Löchern in Zäunen? Ob man sich das vorstellen kann? Klar kann man sich das vorstellen und auch noch viel mehr und es wird auch so gehandhabt. Das findet man dann vordergründig Pfui, man tut etwas empört und findet es aber im Grunde geil. Man benutzt die Empörung als Erregungs-Stimulans. Und interessant ist: In Gesellschaften, wo solche verbotenen Vorstellungen Erre-

gungen erzeugen, ist Sexualität meist gefährlich instrumentalisiert. Ja, klar, das ist sie natürlich immer in Gesellschaften mit hierarchischen Strukturen. Da gibt es strenge Regeln, nicht nur für den Strassenverkehr, sondern auch für den Geschlechtsverkehr. Und es muss darauf geachtet werden, dass der sexuelle Druck der Menschen hoch bleibt, weil man genau mit diesem Druck seine eigenen Dampfmaschinen der Macht betreibt. Deshalb ist Masturbation kein Schulfach, sondern Turnen und Mathematik und bei der Handarbeit nur Nähen, Flicken und Werken mit Holz. Verstehen sie? Wenn ein Junge mit Fünfzehn in der gemischten Klasse alle stört und blöd tut, sollte man ihm sagen: "Geh doch bitte auf die Toilette, rüble dir einen runter und komm dann wieder." Stattdessen macht man was? Man schickt ihn zum Psychiater, der ihm eine Lernschwäche diagnostiziert. Man will einfach nicht akzeptieren, dass auch zwischen Menschen und Tieren sexuelle Handlungen stattfinden dürfen, einfach deshalb, weil wir eben auch Tiere sind, die in ihrem Verhalten von Hormonen gesteuert werden. Weshalb also soll es keinen Sex geben zwischen Menschenaffen und Menschen? Ob das in der Realität geil ist, ist eine andere, eine subjektive Frage. Die kann sich fast jeder selber beantworten: Viele Menschen wachen am Morgen neben einem Affen im Bett auf. Ha Ha ....

## 19

Die Neanderthaler gene im Erbgut des weisshäutigen, europäischen Homo sapiens. Woher kommen die? Wissenschaftlich ist klar, dass sie aus der Zeit stammen wo beide Menschenarten sich in gemeinsamen Lebensräumen begegnet sind. Wo das genau war, kann man nur erahnen, wenn man die Verbreitungsgebiete der Neanderthaler und der in ihre Reviere zugezogenen, modernen Homo sapiens betrachtet. Vielleicht war das in Spanien, in Palästina, in Anatolien oder in der Nähe von Zürich, wo ich herkomme. Die Anthropologie nimmt heute an, dass das Kreuzungsereignis

vor rund 40'000 Jahren stattgefunden haben muss. Mit grosser Sicherheit nur ein Mal, denn die Sequenzen des Neanderthalers im Genom des Homo sapiens sind fast bei allen Menschen identisch. Mit Sicherheit war es eine Sapiensfrau, die sich mit einem Neanderthalmann vergnügt hatte. Und – das muss man hier noch unterstreichen – dies geschah nur bei der weissen Menschenrasse. Afrikaner haben keine Neanderthalgene. Sie können sich vorstellen, dass dies auch einige Autoren dazu verführt hat, sich über die primitiven Charaktereigenschaften der bestialischen, weissen Kolonialisten auszulassen, unter Hinweis auf ihre Neanderthalerverwandtschaft. Bei den Chinesen war es unter Mao offiziell streng verboten, zu behaupten, die Chinesen stammten von Afrikanern ab. Das haben sie vehement zurückgewiesen. Auch mit den Europäern wollten sie nicht verwandt sein. Die chinesische Anthropologie behauptete deshalb regierungstreu, dass sich der Chinese aus einer eigenen Menschenart entwickelt habe. Parallel zum Homo sapiens. Noch heute finden sie in chinesischen Museen Hinweise auf diese chinesische Rassendoktrin, indem erwähnt wird, dass es noch nicht bewiesen sei, dass auch die Chinesen von den Afrikanern abstammen. Obschon es seit den 80-er Jahren schon klipp und klar und zweifelsfrei nachgewiesen ist, allerdings staatlich zensuriert. Die Wissenschaft hat dann einfach das Staatsnarrativ nachgeplappert und befördert wurden an Unis dann eben nur Anthropologen die linientreu waren. Das ist ja heute bei uns auch nicht viel anders. Auch bei uns sind Wissenschaftler und Universitäten meist von staatlich-industriellen Narrativen gesteuert - entgegen jeder Faktenlage.

Ob der sprechende Affe in dieser Radiosendung eine solche Kreuzung darstellte zwischen einem Menschen und einem Menschenaffen, wurde ich natürlich von dem Medien hundertfach gefragt. Bis heute gibt es leider dazu nichts Genaueres zu sagen. Warum? Weil die Leiche des sprechenden Affen auf seltsamen Wegen verschwand und wir keine sicheren Indizien dafür haben. Von der Polizei haben wir einige Blutspuren vom Tatort gemeldet erhalten. Man hat uns allerdings verboten, sie zu untersuchen, mit dem Hinweis darauf, dass es sich um eine laufende juristische Untersuchung handle und nur die zuständige Gerichtsmedizin befugt sei, Proben zu untersuchen. Aber das war ja gerade das Problem. Denn eigentlich hätte bei einem Affen

die Obduktion von Tiermedizinern durchgeführt werden müssen, nicht von Humanmedizinern. Aber die Spezialisten für Menschenaffen wurden nicht zugelassen zur Obduktion, die stattdessen in einem gerichtsmedizinischen Institut vorgenommen wurde. Es war nicht klar, wer, wie und worauf die Leiche des Affen untersucht hat. Und weshalb sie danach gleich kremiert wurde.

War die Leiche vielleicht die eines Menschen? Dies alles war ja nicht klar zum Zeitpunkt des Attentates. War es ein verkleideter Mensch, oder einer mit einer seltenen Krankheit der Fellbildung, was es ja gibt? War es ein seltener Gendefekt oder Auswirkung von Hormontherapien, oder war das tatsächlich ein Mischling. Wo waren seine Verwandten? Mutter, Vater, seine Familie? War es ein Hybrid, also eine nicht reproduktionsfähige Kreuzung zwischen zwei Arten, oder ein Bastard, also eine Mischung, die selber noch Nachkommen zeugen kann, wie es bei der Begegnung des Neanderthalers und der Menschin der Fall war? Die Nachkommen dieser Paarung blieben weiter zeugungsfähig. Sonst hätte sich das Gen ja im menschlichen Genom nicht erhalten und weiter verbreiten können.

Theoretisch ist es denkbar, dass in den Waldregionen, wo die letzten Populationen der grossen Primaten vorkamen, wo seit tausenden von Jahren auch zugleich der Homo sapiens mit Stämmen von Forest People denselben Lebensraum teilten, es zu solchen Begegnungen gekommen war. Das ist nicht auszuschliessen. Wahrscheinlich muss man es sogar annehmen. Stellen sie sich vor: Ein Affenbaby von einer getöteten Gorillamutter wird in einem Dorf aufgezogen. Vielleicht wird daraus eine Art domestizierter Gorilla, der sich plötzlich wie ein Mensch benimmt und auch Sexualkontakte hat. Das ist doch denkbar. Aber sehen sie: Leider scheint es in dieser Causa so zu sein, dass man verhindern will, näher an die Wahrheit heran zu kommen. Mir macht es den Anschein, als ob man absichtlich die Spuren verwischt. Wir Wissenschaftler werden entweder benutzt, oder ausgesperrt. Das ist schade.

Ich habe nie als Dolmetscher gearbeitet. Es gab nichts zu übersetzen aus der Sprache meiner Eltern in das Englische, das ich erst kennen lernte, als ich mit sechzehn Jahren zwangsumgesiedelt wurde, weil in unserem zentralafrikanischen Stammesgebiet eine chinesische Holzfirma begann Tropenholz zu schlagen. Man sprach auch von einer Cobaltmine oder Lithium, oder irgend einer seltenen Erde. Das Dorf war dem Projekt im Wege. Aber weil schon Organisationen für den Schutz indigener Gemeinschaften sensibilisiert waren, konnten die Söldner der Konzerne nicht alle Ureinwohner einfach umlegen und behaupten es sei niemand dort gewesen. Also bot man meinen Eltern und ihrer Dorfgemeinschaft - das waren vielleicht fünfzig Leute - einige kleine Baracken am Rand von Kusatsu an. Das ist etwa 200 Kilometer von unserer Heimat Erde entfernt. Offenbar wurde unser Dorfchef erpresst und als er sich später wehrte verhaftet. Man hat nichts mehr von ihm gehört. Das Büro der ONG, die ihn verteidigen wollte, wurde von Soldaten überfallen, zwei Einheimische dabei getötet. Alles vernichtet. Die Weissen wurden ausgeflogen. Es gab keine Botschaften im Land. Da haben die Mafiosi die volle Kontrolle. Es sind Kriminelle; von industriellen Hintermännern geleitete Plündertrupps. Eine neue Form von Kolonialisierung. Das ist nicht mehr national oder vatikanisch organisiert wie früher, sondern es ist alles privatisiert. Oft mit Beteiligung skrupelloser einheimischer Clanbosse. Gestützt von internationalen börsenkotierten Fondsgesellschaften und instrumentalisierten Milliardären. Wie früher, als unsere eigenen schwarzen Tyrannen ihre Mitmenschen wie Tiere in der Savanne jagten, einfingen und als Sklaven verkauft haben an die weissen Grossgrundbesitzer. Das ist jetzt wieder ziemlich ähnlich. Es geht aber nicht mehr um Menschen, an Menschen ist niemand interessiert, sondern nur noch um Ressourcen, die geplündert werden können, ohne, dass man irgendjemandem etwas schuldig bleibt. Sklaven aus Afrika reisen ja heute freiwillig und auf eigene Kosten in den Westen, um da als Haussklaven zu dienen, sich in den Sozialsystemen

einzunisten, Girls zu angeln und ein bisschen Kohle nach Hause zu senden.

Ich war froh, dass ich das überlebt habe. Aber es tat mit sehr leid für die vielen tausenden, die noch immer in diesen Wäldern leben wie eh und je zuvor. Glücklicherweise vermittelte mir eine Frau einer ONG eine Scholarship in den USA und ich wurde tatsächlich aufgenommen und studierte. Und ich hielt - so gut es ging - Kontakt zu meinen Eltern und meinen vier Geschwistern. Ich konnte aber nicht zurückkehren. Das wäre viel zu gefährlich gewesen. Deshalb wunderte es mich, dass diese Leute mich fanden. Sie kannten offenbar sogar meine Emailadresse. Und sie fragten mich an, ob ich einen Text aus meiner Muttersprache, dem Dialekt der Forest People von Nkwalanbi, ins Englische übersetzen könne. Zuerst freute mich dies. Erst langsam begann ich nachher darüber nachzudenken, was da wohl dahinter steckt. Zuerst dachte ich an Privates. Jemand will einen Handel einfädeln, einen Vertrag, eine Heiratsvereinbarung, was weiss ich, ein Testament, irgendwas. Was dann kam, war allerdings der Hammer.

## 21

Die Aufnahme wurde mir zugespielt von einer Dame, die ich nicht kannte. Das war etwa ein halbes Jahr vor der berühmten Radiosendung. Die Frau nannte sich Susan. Mehr nicht. Ich hörte die Audioaufnahme an. Sie war ziemlich gut gemacht. Man hörte zwei Stimmen, vermutlich beides Männer, die in einem Dialekt der Forest People von Nkwalanbi miteinander reden. Langsam und mit langen Pausen. Das ist da üblich. Man lässt zwischen den Worten viel Platz, damit sich das Denken hinein setzen kann. Ich erkannte den Dialekt sofort wieder. Er stammte aus dem Dorf, in welchem ich lange Jahre gearbeitet hatte, als wissenschaftlicher Assistent bei der Verhaltensforschung mit Gorillas. Das war Teil eines internationalen Schutzkonzeptes für die letzten wilden Populationen dieser Menschenaffen. Die Basis war ein kleines Dorf am Fluss Msono. Man konnte

da nur mit dem Schiff hingelangen. Es gibt im Dschungel keine Strassen. Manchmal schmale Wege. Die wachsen aber blitzartig wieder zu und nur Einheimische sehen diese Schneisen durch das Dickicht.

Ich hatte zu wenig gelernt von der Sprache der Menschen, um irgend etwas von dem Gespräch zu verstehen, das circa eine Viertelstunde dauerte. Ich hörte nur das hin und her von Rede, Wiederholung, Gegenrede usw. Manchmal war etwas Aufregung in den Stimmen. Die Frau hatte zu dem MP3-file lediglich die Frage übermittelt, ob ich damit etwas anfangen könne.

Ich schrieb kurz zurück, dass ich den Dialekt kenne von meiner Arbeit aber leider zu wenig sprachbegabt sei. Ich wüsste jedoch von einem Mann, der aus diesem Dorf stammt, und in den USA irgendwo ein Studium gemacht hatte. Vielleicht könne man ihn finden. Zu den Dorfbewohnern gibt es seit Jahren keinen Kontakt mehr, weil sie zwangsumgesiedelt wurden, damit der Staat ein Naturreservat machen konnte, finanziert von einer Naturschutzorganisation. Susan bedankte sich. Sie melde sich wieder.

## 22

Mann1: Hast Du gehört von Hektor?

Mann2: Nein. Es heisst er sei umgebracht worden.

Mann1: Wer hat ihn getötet?

Mann2: Ein Arzt. Mit einer Spritze. Auch seine ganze Familie.

Mann1: Was können wir tun?

Mann2: Nicht viel. Vielleicht haben wir Glück.

Mann1: Wie Glück.

Mann2: Dass unsere jüngsten Beiden in den Wald gebracht werden.

- Mann1: Warum sollten sie das tun?
- Mann2: Es ist der Plan der Artenschutzbehörde.
- Mann1: Aber warum haben sie Hektor getötet?
- Mann2: Er war der Vater des sprechenden Affen.
- Mann1: Und wer ist die Mutter?
- Mann2: Man hat sie bisher nicht gefunden.

## 23

Ich flog eine Woche vor der Ankunft der Expedition ins zentralafrikanische Bwete. Dort checkte ich die Hotels, die Driver, die gewünschten Karossen, organisierte Proviant. Am Tag der Ankunft wartete ich auf dem jämmerlichen Provinzflughafen mit dem löchrigen Blechdach. Das Flugzeug kam aber nicht an. Stattdessen kurvte plötzlich ein Hummvee um die Ecke und ein weisser Militär brüllte raus: "Hey Mister. Kommen Sie! Ihre Expeditionsteilnehmer sind schon da!" Es war alles organisiert. Wie in einem Militärlager. Tonnenweise Material. Da muss aber ein grosser Flieger gelandet sein, dachte ich. Und das war vermutlich auch so. Sie hätten mir aus Sicherheitsgründen nicht sagen können, dass sie schon vor drei Tagen angekommen waren, entschuldigte sich der Weibel. Welche Sicherheitsgründe? Na, sie wissen schon, hiess die Antwort. Egal. Sie bezahlten ja einfach anstandslos alles und deshalb war es mir auch egal. Sogar gerade recht, denn solche Ausrüstung hätte ich nie beschaffen können. Jedenfalls hatte ich mir meine Naturfreundegruppe etwas anders vorgestellt. Am zweiten Tag wurde ich von einem Security ordentlich gefilzt, mein Handy beschlagnahmt, meine SIM Karte auch. Aus Sicherheitsgründen. Na. Sie wissen schon! Und dann war ich mehr oder weniger die Geisel dieses Trupps. Das war keine Expedition von Naturfreunden und Wissenschaftlern. Das war ein Kommando. Kaum waren wir losgefahren, war schon gar nicht

mehr die Rede von Naturthemen. Man hatte es nicht nötig sich irgendwie zu verstellen. Wozu aber brauchten sie mich noch? Warum nahmen sie mich mit und haben mich nicht einfach entsorgt? Sie kannten ja alle Wege bereits. Die paar Strassenbarrieren unterwegs mit Kontrollposten waren menschenleer. Das hatte ich noch nie so gesehen. Dann kam der Verlad auf das Schiff. Es war nicht der Kahn, den ich organisiert hatte, sondern ein fast nagelneuer Flusskreuzer mit der Aufschrift: "Rainforest Rescue". Das war die Naturschutzorganisation, die als Veranstalter der Reise auftrat. Aber nur ganz am Anfang. Die Sache kam mir immer seltsamer vor. Was wollen die da im gottverlassenen Urwald?

24

Bei Flusskilometer vierzehn gerieten wir unter Beschuss. Zuerst vom Ufer aus. Maschinengewehre. Ein zwei Granaten, die allerdings verfehlten. Wir waren vorbereitet. Ich gab das Kommando mit einem Beiboot und acht Mann an Land zu gehen um festzustellen, wer das war. Vom Schiff aus gaben wir dem Boot Deckung. Der Beschuss war verstummt. Die Angreifer hatten sich offenbar in den Wald zurück gezogen. Wir fanden ein paar Patronenhülsen. Schweizer Fabrikat. Die besaßen modernste Geräte.

25

Im primären Regenwald von Zentralafrika hatte sich ein Bürgerkrieg zwischen zwei internationalen Naturschutzgruppen entfesselt. Die einen kämpften für die Urbewohner, die anderen für den Naturschutz. Die Naturschutzgruppe wurde unterstützt von mächtigen Staatsfonds und die Menschenrechtsgruppe von ein paar Milliardären aus der Golfregion. Es ging darum, sich die reichen Bodenschätze und Lizenzen für den Holzschlag zu

sichern. Dazu musste man Truppen vor Ort und am Boden haben. Sogenannte Naturschutztruppen, sowie Menschenrechtsschutztruppen, die dafür sorgen sollten, dass die einen die Natur vor den Menschen und die anderen die Menschen vor den Naturschützern schützen. Kurzum: dass sich keine Menschen in die sogenannten Schutzgebiete verirren, respektive, dass man diejenigen, die darin sind, entsorgt, anderswo hinbringt oder einfach verschwinden lässt. Das wollten aber natürlich die, die schon dort waren, verhindern. Das sind diejenigen, die die Forest People unterstützten im Kampf gegen die Naturschutzleute und den Rest kann man sich farblich ausmalen. Während die Hilfsorganisationen im Westen mit weinerlichen Inseraten um Hilfe bettelten, standen sie sich im Urwald mit den spendenfinanzierten, geladenen Knarren gegenüber. Und diese wurden auch benutzt. Das Problem aber war, dass es da tatsächlich Gorillas gab und dass es schien, als hätten sie begonnen sich zusammen mit den Forest People zu wehren. Und zwar sowohl gegen die Natur - als auch gegen die Menschenfreunde. Damit hatten beide nicht gerechnet.

26

Warum schützen sie nicht die Natur bei sich selber, sondern ausgerechnet bei uns, wo sie noch intakt ist wegen uns, weil wir ihr Sorge getragen haben? Warum schützen sie das Menschsein nicht bei sich selber, sondern ausgerechnet bei uns, wo es noch intakt ist, weil wir ihm Sorge getragen haben, wir primitiven Affen?

27

Mein Name ist Paul. Ich bin hier angestellt, um mich demonstrativ zu verlieben in Karin. Seit den grossen Dystopien über das 21. Jahrhundert war es ja sozusagen verboten, sich zu verlieben. Das ging eine ganze Wei-

le gut. Man fand heraus, dass es für die Wirtschaft am Besten ist, wenn alle Leute isoliert in eigenen Wohnungen hausen und arbeiten und konsumieren. Mit Hilfe der Medien hatte man so die Bedürfnisse der Leute unter Kontrolle. Aber dann, ab circa 2150 merkte man, dass die Bevölkerung abnahm und der Nachschub an Menschenmaterial für den Betrieb der Wirtschaft und der Kriegsmaschine zurückging. Es musste etwas unternommen werden. Deshalb wurden staatliche Förderfonds eingerichtet, damit sich Menschen wieder verlieben. Es konnte ja nicht sein, dass die voneinander abgeordneten Menschen plötzlich ganz glücklich waren alleine. Sie begannen nämlich zusehends ihre Bedürfnisse zu reduzieren. Eine Katastrophe bahnte sich an. Es war zuviel Geld da und niemand konsumierte mehr. Man merkte, dass Menschen am meisten sinnlos Geld ausgaben, um andere Menschen zu beeindrucken. Vor allem das andere Geschlecht. Aber auch das eigene Geschlecht und die vielen anderen Geschlechter die zur Anklurbelung von erotischem Umsatz erfunden wurden. Kurzum. Ich wurde angestellt, um in den Netzwerken als glücklicher Ehemann zu arbeiten mit Karin. Klar kannte ich Karin gar nicht, aber wen interessierte das schon. Es war ja auch sonst alles virtuell. Ich führte eine wirklich hübsche Ehe. Wir hatten drei Kinder. In zwei Jahren bahnte ich ein Dutzend Ehen an. Alles lief prima.

Wie? Ach ja, was das mit dem toten Affen zu tun hat? Eigentlich direkt nicht so viel. Geopolitisch aber schon. Die neue Menschenart war nämlich sehr fruchtbar. Ihr musste man nicht zuerst mit Kitsch und Märchen darlegen, dass sie daten und bumsen und Kinder haben sollen. Die machten das von sich aus und brauchten dazu gar nichts. Nicht mal eine Gucci Unterhose. Verstehen sie, was ich meine? Die mussten keinen Porsche kaufen und sich die Lipen mit Botox aufspritzen lassen. Das funktionierte bei denen ganz ohne Anschubfinanzierung. Nur wir Menschen sind es, die um die Liebe ein solches Affentheater machen. Und ja. Ich war selber ein Dramaturg in diesem Theater. Aber von irgendetwas muss man ja leben.

Sind sie sicher, dass sie das, was ich ihnen sagen werde, aufschreiben dürfen? Ich an ihrer Stelle wäre da ein bisschen vorsichtig. Als Lifecoach und Startup-Accelerator-Consultant ist das mein Standardsatz: Sie müssen die Verantwortung selber tragen. Das gilt übrigens auch für ihre Leser. Sternchen-Innen natürlich nicht vergessen. Man muss vorsichtig sein, was man liest. Vor allem auf diesen unzensurierten Plattformen ist es ganz gefährlich. Ja, ja. Jetzt lachen sie noch. Aber verstehen Sie. Die Menschen wollen sich nicht stets verlieren in der Vielfalt von Meinungen. Sie wollen sich nicht martern mit einer Auswahl, die sie selber treffen müssen, ohne dass sie dazu die elementarsten Kriterien besitzen. Die Menschen wollen glauben, dass es eine Wahrheit und einen objektiven Glauben gibt. Das glauben sie dann selber, weil es objektiv ist. Weil die Objektivität gut ist und immer recht hat. Vor allem aber, weil sie in der Mehrheit sind. Das ist das Erste.

Das Zweite ist, dass man längst heraus gefunden hat, dass die beste Mehrwertschöpfung diejenige ist, dass man die Dinge, die man produziert, möglichst schnell wieder kaputt macht. Das schafft Umsatz, Beschäftigung, Steuereinnahmen, Reichtum. Wir haben uns zuerst etwa hundert Jahre darum bemüht, Wegwerfdinge zu entwickeln. Nichts durfte lange halten, auch Autos nicht, Waschmaschinen, Ehen. Alles nur auf Zeit. Mit Zyklen, die man planen konnte. Danach erfand man den Umweltschutz, der mit irreteuren Einrichtungen und Kläranlagen und millionenteuren CO2-Filter-Voodoo-Fabriken all den Müll, den man produzierte und fortwarf wieder recyklierte, was nicht nur den billigen Schrott immer teuer machte, sondern auch zusätzlich die Luft so verpestete, weil die Menschen im Glauben gehalten wurden, alles sei nun sauber und man könne sicher noch mehr konsumieren. Bis dann eben diese Krise kam: Die Leute wollten irgendwie nicht mehr so richtig konsumieren wollten. Es war klar. Das führt direkt in den Krieg. Der Krieg ist doch zweifellos die beste und radikalste Mehrwertschöpfungsmaschine überhaupt. Er macht alles kaputt was Wert hatte. Und danach muss man alles wieder neu erschaffen und

aufbauen und die Wirtschaft läuft wieder. Wir Ökonomen haben das längst erkannt. Aber wir dürfen es nicht so laut sagen, sonst meint man wir, seien Friedensaktivisten. Oder wir seien wie diese Affen im Urwald. Jedenfalls ist die Waffenindustrie in der Menschheitsgeschichte schon immer die wichtigste Triebkraft für Mehrwertschöpfung und Wohlstands gewesen. Tönt krass nicht wahr? Ist aber so. Das Problem ist nur, dass Krieg nicht allen gefällt. Es muss ja dafür auch immer Tote geben, sonst ist es ja kein Krieg. Und diese Toten hat man am liebsten nicht unter seinesgleichen, sondern bei denen, die es verdient haben. Bei den Bösen, die den Krieg angezettelt haben. Gegen die setzt man die Waffen ein, die wir sündhaft teuer bauen. Und natürlich müssen wir dabei immer so tun als würde sich das Böse immer heftiger wehren, damit wir noch mehr investieren können in die Aufrüstung und Zerstörung. Und wir müssen ja auch beweisen, dass wir geschädigt werden von den Bösen, damit wir richtig masslos zurückschlagen dürfen und auch natürlich, dass bei uns etwas Substanzielles kaputt geht, das wir wieder mit viel Effort und Mehrwertschöpfung neu aufbauen müssen. Das lohnt sich für alle. Sogar für die Bösen. Denn die sind nicht soo viel anders als wir. Für mich als Philosoph lohnt sich das auch. Ich darf darüber nachdenken und sogar ganz offen reden. Allerdings nur, solange mein Gesagtes als Hirngespinnst abgetan werden kann. Aber das ist ja einfach. Oder?

## 29

Was ich bisher sagte, wurde immer wieder blitzschnell gelöscht. Jedenfalls dann, wenn es irgendwie aufgezeichnet, oder geschrieben wurde. Die technischen Geräte sind ja so vernetzt, dass in Sekundenbruchteilen analysiert ist, was gerade kommunikativ genutzt wird. Es ist schwierig darum herum zu kommen. Ich hoffe sie kriegen das hin mit diesem Buch über den Affen. Toi-Toi-Toi.

Unter uns gesagt ist es nicht abnormal, was ich sage, was viele wissen und seit Jahrzehnten gemacht wird. Jedem ist doch klar, dass der Mensch,

sobald er eine Technik erfunden hat, sie auch verwendet. Seien wir nicht blauäugig, denn wegen gespielter Naivität hatten wir schon immer den grössten Schaden. Wir können genetische Veränderungen an Tieren und Menschen durchführen. Bei Menschen dürfen wir es nicht machen. Ha Ha Ha . Das ist der grösste Witz den ich gehört habe. Der Mensch ist einfach nicht so. Er will es ausprobieren. Und also reden wir darüber. Die Grossmächte haben ihre eigenen Labors um genetische Verbesserungen an ihren Bürgern zu testen und durchzuführen. Das wissen wir seit langem. Das ist ein alter Käse, wie wir sagen. Aber nun war die verheimlichte Menschenbastlerei plötzlich entglitten. Nun steht es ihnen offen selber zu wählen was sie glauben möchten. Die einen sagen es sei ein Unfall gewesen und die anderen sagen, es sei eine von langer Hand geplante Sache.

Es taucht also plötzlich eine neue Menschenart auf. Eine Menschenart mit typischen Menscheneigenschaften, aber mit genetisch völlig eindeutigen Neuerungen. Und das schreckliche daran ist. Es war unbestritten eine neue Menschenart.

### 30

Man kann das, was im zentralafrikanischen primären Regenwald geschah mit der Atombombe vergleichen. Es mussten diese Menschenversuche auffliegen. Wie soll ich sagen? Versuchen wir es mit einer Anekdote: Zwei Armeen stehen sich gegenüber. Sagen wir zur Zeit der Römer. Mit Kettenhemden, Helmen, Schwertern, Lanzen, Pfeilbogen. Alle Krieger schön aufgereiht mit ihren Fähnchen und die Generäle zu vorderst. Stellen sie sich vor, dass nun, bevor die Schlacht beginnt, der eine General unvermittelt das Wort ergreift und zum gegnerischen General gerichtet brüllt: "Ich warne euch, ehrenvolle Gegner. Wir besitzen hier eine Waffe, die euch alle in einem Sekundenbruchteil in Staub auflösen wird." Da werden der an-

dere General und mit ihm seine Soldaten in Gelächter ausbrechen.

Dann aber kommt ein Gefährt aus den Reihen der Soldaten mit einer von innen leuchtenden Kiste, die seltsame Geräusche macht. Der General nochmals: "Verehrte Gegner. Das ist die furchtbare Waffe, von der ich rede. Zieht euch zurück, oder sie wird euch vernichten."

Ich glaube das reicht als Szene. Man versteht sofort, dass im Krieg von einer Waffe lediglich zu reden, nichts bedeutet. Das war bei der Atombombe auch so. Nicht mal die Atombombentests haben die Gegner nachhaltig abgeschreckt. Es war eben einfach eine Bombe die etwas grösser Bumm machte als die anderen Bomben die man schon kannte. Worauf ich hinaus will: Eine Waffe hat erst eine Wirkung, wenn sie eingesetzt wird und es viele unschuldige Tote gibt. Solange man nur eine Insel im Südpazifik in die Luft sprengt und ein paar Soldaten zu Schaden kommen, die in Badeanzügen den radioaktiven Strahlen zuschauen, das ist doch nichts. Davor hat doch niemand Angst. Du musst die Bombe über einer schönen, unschuldigen Stadt abwerfen. Dann erst ist die Bombe ein Thema. Dann erst kommt diese Bombe in die Öffentlichkeit und entwickelt da ihre sekundäre Verstrahlung mit Empörung und Angst. Erst dann können Regierungen die Menschen mit dieser Angst steuern in die Richtung ihrer Interessen.

Genau so war es auch mit der sogenannten "neuen Menschenart", die plötzlich auftauchte in Zentralafrika, mit dem Interview mit dem sprechenden Affen und dem Knall seiner Ermordung. Erst da haben viele gemerkt, was wirklich geschieht. Man hat eine neue Menschenart geschaffen. Nach allem, was man wusste, würde sie den bestehenden Menschen ausrotten. Die Genetik der neuen Menschenart wurde gezielt verändert zum Zwecke der Überwindung des Homo sapiens. Man brauchte dazu die lebenden Menschen nicht mal zu töten. Es geschah schleichend durch die Vermischung, bei der immer die neue Menschenart den Vorzug hatte. Immer.

Was soll schlimm sein an Genmanipulation? Ich als Theologe verstehe die Aufruhr nicht. Wieso soll man damit in das Handwerk Gottes pfeuschen? Das müssten wir sonst vom Computer und vom Automobil auch sagen, von der Dampfmaschine, dem Hammer und den steinzeitlichen Pfeilspitzen. Es sind einfach Werke der Technik, die der Mensch beherrscht.

Im Grunde genommen spricht nur etwas gegen die Gentechnologie. Nämlich, dass man dem Menschen nicht traut, dass er vernünftig damit umgehen kann. Diese Bedenken sind berechtigt. Wir kennen unsere Geschichte. Andererseits wissen wir auch, dass wir neue Entwicklungen nicht einfach verbieten können. Das geht so nicht. Das sieht man sehr gut bei religiösen Umtrieben, bei Verschiebungen der Glaubensstrategien. Du kannst nicht einfach Christsein verbieten und meinen es sei damit getan. Wer lässt sich schon etwas verbieten? Wenn man für etwas, was einem wichtig ist und an dessen Wert man glaubt, bestraft wird, dann sind die Strafe und die Richter ungerecht und dann wehrt man sich.

Die einzige Lösung für den Irrsinn der technischen Selbstmordvorbereitung des heutigen Menschen ist die Reduktion von Komplexität. Man sagt dem auch betreuter Kollaps der Zivilisation. Künstliches Kulturkoma. Das hatten wir schon mehrmals. Nicht immer von Menschen ausgelöst. Will sagen: Geschichtlich gesehen muss der Mensch sich möglichst radikal selber auslöschen, damit er wieder zu sich kommen kann.

Das sind die Kernträume von Ostern, von Selbstopfer-Untergang-Dark Age ins Grab und Auferstehung. Es ist vielleicht theologisch eine ungewöhnliche Sicht. Heilsgeschichte ist kein linearer Vorgang. Zwar auch keine Wiederholung, aber eine Art Spirale von der man nie wissen kann, ob sie nun nach oben oder nach unten, nach aussen oder nach innen geht, oder gar die Richtungen willkürlich ändert. Jedenfalls ist die Erlösung durch Untergang eine spirituelle Herausforderung. Als könnte der Mensch lernen zu verzichten, als vermöchte er etwas, was er kann plötzlich nicht mehr zu wollen; dass gleichsam die Einheit von Können und Wollen auseinan-

der bricht. Es ist schwierig sich diesen Denkraum vorzustellen. Vielleicht so wie wenn einer, der gelernt hat Blockflöte zu spielen und ein Meister darin geworden ist, plötzlich entscheidet, mit dem Blockflötenspielen aufzuhören, weil er erkennt, dass er von seinem Können beherrscht wird und er wieder frei sein möchte, frei auch von seinem Können: wieder wie ein Anfänger sein zu dürfen. In Neuland. Wie ein Kind.

Ist es nicht seltsam: Immer sehen wir die Stars auf der Bühne, die genialen Musiker und genialen Redner und genialen Maler und genialen Fußballspieler. Alle Götter ihres Faches. Aber seien wir ehrlich. Sie sind doch die elendsten Gefangenen ihres eigenen Könnens. Sklaven ihrer Begabungen. Der Gipfel von Unfreiheit. Ist es deshalb, dass man ihnen so viel bezahlen muss, damit sie auf die Bühne steigen und auf den Fußballplatz sprinten? Weil bei mediokren Genies nur Geld tröstet für die Sklaverei unter der Billigkeit ihres Könnens.

Welches Genie hat den Mut, sich von seinem Können völlig zu befreien und einfach wieder neu zu werden? Das ist die zentrale Frage der Erlösung und das Geheimnis von Ostern. Ist es nicht dieselbe Frage angesichts der genialen Technik, die wir beherrschen? Als ob sie uns fragen würde, ob wir fähig sind diesen gewaltigen Schritt vorwärts zu machen und diejenigen Dinge, die wir können, hinter uns zu lassen und uns um unser dilettantisches und unbedarftes Menschsein zu kümmern? Zweifel sind berechtigt. Nicht wahr?

Aber wissen sie: Ich sehe das gar nicht so pessimistisch. Wir sehen eben nur mediokre Genies, weil die anderen ja nicht auf der Bühne tanzen und sich nicht auf dem Fußballplatz tummeln. Und vielleicht auch, weil man die wirklich Grossen und wahren Könner nicht benutzen kann und sie deshalb uninteressant sind für die Medien. Zu ihrem Glück.

Jetzt müssen wir endlich einmal von den Verschwörungstheorien reden. Das sprengt vielleicht den Rahmen meiner sonstigen spieltheoretischen Darlegungen in diesem Youtube Kanal. Aber es muss einfach sein. Damit wir verstehen, mit welchen Grundlagen und Strategien wir es hier zu tun haben. (Musiksignet) Dass heute bereits eine neue, völlig eigenständige Menschenart existiert, ist zunächst einmal eine Behauptung. Befürworter wie Gegner dieser Behauptung haben ihre Gründe und ihre Interessen für die Kundtuumg ihrer Standpunkte. Man könnte andererseits einfach die Schnauze halten, wenn man etwas nicht versteht und nichts weiss. Aber ein solches Verhalten scheint heute untypisch und wirtschaftlich unerwünscht. Scheint deshalb, weil niemand als unwissend und ohne Verstand dastehen will. Scheint aber auch deshalb, weil man eben nicht geäußerte Meinungen nicht äussern kann. Auch in den Medien nicht. Es fehlt dann das Meinungsmaterial. Man kann diejenigen, die ihre Meinung nicht äussern - vielleicht weil sie gar keine gebildet haben - zwar mit Unterstellungen und Vermutungen provozieren. Aber wenn die Meinungslosen nicht mal auf Beleidigungen und Verächtlichmachungen reagieren was dann? Wenn niemand eine Meinung hat, wer soll denn dann bestimmen, welche richtig und welche falsch ist? Dasselbe ist auch der Fall, wenn es nur eine Meinung geben darf. Wie soll denn diese Meinung richtig sein, wenn es gar keine andere gibt? Das wäre ja wie eine Mathematik, in der es nur die Zahl Vier gibt.

Eines ist hingegen klar. Es ist einfacher und naheliegender anzunehmen, dass es etwas gibt, als anzunehmen, dass es etwas nicht gibt. Denn Dinge die es nicht gibt, gibt es ja nicht und was wollen wir uns Nichtigkeiten widmen, es sei denn wir sind verliebt in unsere Annahmen über Gegenstandloses.

Will sagen: Nehmen wir an es gibt eine neue Menschenart. Vieles spricht dafür. Wir haben davon gehört: Es sei zunächst ein Versuch gewesen, die Gesundheit der Menschen zu optimieren, Alterungsgene abzuschalten usw.

Ehrenhafte Gründe. Dann natürlich die Kriegsindustrie, die eine neue Art von Soldaten erschaffen will, die besser sind als die Roboter und vor allem günstiger. Niemand hat ernsthaft bezweifelt, dass es theoretisch machbar ist. Aber es ist ja theoretisch auch möglich, dass ich einmal eine Primaballerina werde. Ich muss es nur tun. Und erweisen wird sich alles erst in der Praxis. Das heisst, die Grundfrage lautet: Hat man diese neue Menschenart schon gemacht oder reden wir nur davon, weil wir glauben, wir hätten die Funktion des Genoms des Menschen verstanden, jetzt wo wir seine Bauklötzchen studieren können. Mir kommen die Wissenschaftler manchmal vor, wie Regenwürmer, die auf einem Schemmel vor einem Steinwayflügel sitzen und auf ein Notenblatt von Chopin starren.

### 33

Man macht sich komplett falsche Vorstellungen von der Ausbreitung der neuen Menschenart in Zentralafrika. Das hat verschieden Gründe. Erstens ist es äusserst gefährlich, sich da aufzuhalten. Zweitens verhindert die durchgehende Bewaldung eine Sicht auf das, was am Boden vor sich geht. Drittens sind die Berichte, die mir vorliegen und nach aussen dringen sehr fragwürdig und nebulös. Es gibt ja den Journalisten im eigentlich Sinn schon seit 2020 nicht mehr. Offensichtlich handelt es sich bei den in den Medien agierenden Autoren um Leute, die man treffender als Agenten bezeichnen müsste, Spitzel. Vielleicht haben es die DDR-Oberen noch klüger ausgedrückt, indem sie die Aushorcher "IM" nannten, informelle Mitarbeiter. Solche IM's gibt es im Dschungel Zentralafrikas sicher einige. Wobei man hört dass viele auch gefallen sind in den unübersichtlichen Milizkriegen zwischen den Naturschutzaktivisten und den Menschenrechtsaktivisten. Unklar ist weiterhin, ob es bei der Verbreitung der neuen Menschenart um eine Inszenierung der Zentralafrikanischen Regierung geht. Sie soll davon ablenken, dass derzeit massive geopolitische Interessen da hinein spielen. China, Russland, die Saudiarabischen Emirate und die USA wollen im Herzen von Mama Afri-

ka endlich eine zentrale Machtbasis aufbauen. Deshalb ist der Regenwald da komplett verseucht mit Banden, von denen man kaum weiss auf welcher Seite sie stehen. Geredet wird nur vom Dschungel-Bürgerkrieg der Natur- und der Menschenrechtsschützer. Unterhalb dieser Schichten geschieht die Ausbreitung der neuen Menschenart wohl mehr zufällig als geplant. Es heisst, dass sich die neuen Menschen bereits gut organisiert hätten und auch von den anwesenden Milizen insofern profitieren, als sie deren Waffen und Ausrüstungsmaterialien erbeuten. Eine Theorie besagt, dass sie die Strategie anwenden, sich selber als Milizionäre auszugeben und mit falschen Berichten ihre Auftraggeber in die Irre zu führen. Mit einigem Erfolg wie mir scheint. Unter Kollegen des Fachgebietes politische Anthropologie stelle ich jedenfalls eine beachtliche Divergenz der Ansichten darüber fest, wie man die Situation einzuschätzen hat. Es gibt Professoren die behaupten, es sei davon auszugehen, dass die neue Menschenart eine Form von Regierung gebildet und damit den Status als nationale Einheit erreicht habe. Für die internationale Gemeinschaft ist dies ein ernstes Problem. Wir kennen ja noch nicht einmal den gültigen Schutzstatus der neuen Menschenart. Tierschützer möchten sie gerne als neu entdeckte Tierart der strengsten Schutzart unterstellen, was heissen würde, dass ihr Territorium vom Homo sapiens nicht betreten werden darf. Ausserdem ist es selbstverständlich strengstens verboten, die neue Menschenart zu jagen und zu töten. Das heisst, sie sind selbst als angreifende Krieger geschützt. Ein Soldat, der einen neuen Menschen tötet, wird als Mörder eingestuft und nicht als Soldat im Krieg. Man hat ja gesehen, was das für Folgen haben kann, als der sprechende Affe im Radiointerview ermordet wurde. Es war das erste Mal, dass ein Mensch für die Tötung eines Tieres mit dem Tod bestraft wurde. Dass also der Homo sapiens plötzlich weniger Wert war, als ein Tier. Die Todesstrafe wird daher zweifellos jedem drohen, der ein Member der neuen Menschenart tötet. Das macht die Kriegsführung selbst im Dschungel sehr belastend.

Ich persönlich gehe davon aus, dass die neue Menschenart sich über Milizen und ONGs bereits in deren Headquarters, Backoffices, in die Ursprungsländer und in deren dortige Bevölkerungen ausgebreitet hat. Schliess-

lich sind die an den Auseinandersetzungen im Dschungel beteiligten Gruppen die einzigen, die mehr oder weniger frei reisen können. Und das ist genau der Vektor der Infiltration des neuen Menschen.

## 34

Es gibt keine Patente auf die neue Menschenart. Ich weiss nicht woher das Gerücht stammt. Aber es ist sicher, dass an dem Genom herumgeschnipst wurde. Wer das gemacht hat, ist unbekannt. Aber gentechnische Manipulationen sind fast immer sichtbar. Natürlich nur mit teuren und aufwändigen Verfahren. Und sie wissen doch: Je teurer eine Technologie, desto sicherer wird sie zugunsten der Mächtigen eingesetzt. Was jeder verifizieren kann, ist uninteressant für die Propaganda.

Im übrigen sind Patente auf Lebewesen eine Sache der Vergangenheit. Es gibt viel genialere Methoden, um fette Gewinne aus modifizierten Organismen zu generieren, zum Beispiel mit einem metabolischen Schalter. So nennt man gentechnische Modifizierungen, bei welchem einem Organismus eine Art On/Off Schalter eingebaut wird. Man muss sich das so vorstellen, dass bei einer Ratte zum Beispiel ein Gen eingebaut wird, das bei einem gewissen Level an Vitamin C in der Zelle, irreversible Krebsgeschwüre generiert. Oder umgekehrt, dass in der Zelle stets ein bestimmtes Niveau eines künstlich hergestellten Stoffes vorhanden sein muss, damit der Körper richtig funktioniert. Beim Ausbleiben des Moleküls schaltet sich der Körper aus. Zum Beispiel indem ein Zellprozess mit toxischen Produkten ausgelöst wird.

Das funktioniert beim Menschen genau gleich. Solche sublimen Techniken sind heute die hoffnungsvollsten Antriebe für geheime Entwicklungen von neuen Menschenarten und deren Infiltration in bestehende Gesellschaften des Homo sapiens. Stellen sie sich vor, sie haben ein Patent auf eine bestimmte, nicht natürlich vorkommende Chemikalie und sie schaffen es, das Gen, das beim Menschen einen lebensnotwendigen Bedarf nach diesem Stoff generiert, einzuschleusen. Sie ahnen was ich meine.

Sie möchten wissen, wie sich die Ausbreitung der neuen Menschenart entwickelt? Stand der Dinge? Vorhersagen dazu? Ein legitimer Wunsch. Es kommt auf die Strategie an, wie sie dies messen wollen. Vor allem aber geht es in diesem Fall auch darum, dass die bestimmenden Mächte nicht interessiert sind daran, dass die Bevölkerung weiss, dass und was genau gemessen wird. Man will schlafende Hunde nicht wecken und niemanden beunruhigen, wenn die Panik nichts einbringt. Angst schürt man ja nur dort, wo es ein Kässeli hat, das man stopfen will. Das ist ihnen zu unklar? Also gut. Ein Beispiel.

Nehmen wir die Wettervorhersagen. Das ist ein Klassiker. Kann man das Wetter auch vorhersagen ohne Meteorologie? Vielleicht eine etwas seltsame Frage, denn die Meteorologie wurde ja gerade deshalb zu einer Wissenschaft, weil man damit unter anderem auch das Wetter vorhersagen kann. Weshalb soll man also auf sie verzichten wollen? Überall gibt es Messstationen, auf jedem Berg, millionenteuere Satelliten. Gibt es dazu Alternativen? Klar gibt es die. Nur denkt daran niemand und dass hat einen Grund: Man will nicht das jemand daran denkt.

Wie? Ja also, was ist die Alternative. Haben sie doch etwas Geduld! Ich habe als Professor für Social Ingeneering eine dramaturgische Theaterausbildung gemacht. Da schiebt man die wichtigen Dinge vor sich her, so wie wir man früher, als Kind, grosse Schneekugeln wälzte, für den Bau eines Schneemannes. Man beginnt mit einer kleinen Kugel und rollt sie über das verschneite Feld oder über den verschneiten Schulhaus Pausenplatz. Dabei bleibt mehr und mehr Schnee an der Schneekugel kleben und sie wird grösser und grösser, bis man sie kaum mehr bewegen kann. Sehen sie, und so haben wir gelernt auch unsere Vorträge zu halten, indem wir die Antwort, die immer grösser und bedeutungschwangerer wird, vor uns her wälzen bis es nicht mehr weiter geht. Dann hat man nämlich das Gefühl, es sei etwas sehr Wichtiges. Sie müssen sich als Interviewerin dieses Spiel gefallen lassen, weil sie die Frage haben und ich die Antwort. Nicht wahr?

Wettervorhersage ohne Meteorologie? Heute so simpel. Wir registrieren ja mit Kundenkarten die Einkäufe der Bevölkerung.

Wir haben also stets Zugriff auf sekundenaktuelle Verkaufsdaten von Regenschirmen, Einweg-Pellerinen, Gummi-Stiefeln aber auch von Sonnenschirmen, Sonnencremes, Ventilatoren, Sonnenbrillen, Taucherbrillen, Badehosen, Badetücher und so weiter. Wir erstellen also mit diesen Daten eine Wetterprognose aus dem Konsumverhalten des Menschen, der auf das Wetter reagiert mit seinen Einkäufen. Mit anderen Worten: Wir machen eine Wetteranalyse mit den Verkäufen von wetterabhängigen Produkten. Das können wir heute online machen, über die Kassen, die solche Daten direkt weiterleiten an eine Zentrale wo wir beispielsweise jederzeit die aktuellen Verkäufe von Regenschirmen verfolgen können. Dazu brauchen wir keine Satelliten, keine Isobarenkarten, keine Windrädchen, Thermometer und keinen Kachelmann. Beim Pullover und Heizkissenverkauf ist schon die Wettererwartung der Konsumenten abgebildet, völlig egal von wem sie ihre Erwartung haben. Ausserdem sagen wir mit unseren Wetterdaten, die wir über das Konsumverhalten der Menschen gewinnen, nicht wie viele Grad Celsius es gerade ist, sondern viel relevanter noch: wie warm oder kalt es die Leute finden. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Wir registrieren nicht das Wetter selber, sondern wie sich Menschen in Bezug auf das Wetter verhalten anhand vom Kaufsentscheidungen.

Ja, klar. Das Wetter ist ein dynamisches System. Wir wollen im Voraus wissen, wie es sein wird, sagen wir am nächsten Tag.

Das können wir auch mit den Verkaufszahlen von Regenschirmen errechnen. Wenn die Verkäufe in der Romandie zunehmen und dann in zwei Stunden eine Regenschirm-Verkaufswelle Richtung Osten geht und sagen wir in zwei Stunden im hundert Kilometer entfernten Bern ankommt, dann wissen wir, dass es, abhängig von der Ausbreitungsgeschwindigkeit der Störung, das sind in diesem Falle 50 Stundenkilometer, in weiteren zwei Stunden in Zürich regnen wird.

Wir könnten also als Ladenbesitzer im unterirdischen Shopville beim Zürcher Bahnhof schon bevor es zu regnen beginnt, die Regenschirme in

die Regale zuvorderst hin stellen. Wir wissen ja, dass solche Kaufsentscheidungen getroffen wurden und sie aktuell gerade günstig liegen damit. Und für die Passanten, die im fensterlosen Shoppingcenter an diesem Regenschirmgestell vorbeiströmen lässt sich daraus ausserdem ableiten, dass es draussen bald regnen wird oder schon aus Kübeln strömt, wenn auch noch Gummistiefel präsentiert werden. Wozu brauchen sie dann noch Meteorologie?

Als Händler und Ladenbesitzer hat diese Art von Konsumverhaltensmonitoring den riesigen Vorteil, das sie stets wissen, welche Produkte sie wann prominent präsentieren sollten, noch bevor es die Konkurrenz ahnt, die nur Kachelmann zuhört. Ausserdem sind diese alternativen Wetterdaten harte Fakten. Damit meine ich, dass es eben richtig regnet und nicht bloss Regen vorausgesagt ist.

Verstehen sie was ich meine? Unsere bisherigen wissenschaftlichen Vorhersagen sind passé. Man orientiert sich heute nicht mehr direkt an der Sache, sondern indirekt am Konsumverhalten der Menschen.

Und wegen dem Affen, der tot ist: Man hat der neuen Menschenart ein Gen eingesetzt, das einen erhöhten Bedarf eines bestimmten Stoffes aufweist. Sagen wir, ein neuer Mensch benötigt von diesem Stoff täglich vier Gramm. Es ist eine patentierte Chemikalie. Verstehen sie? Nun können sie die Ausbreitung der Menschenart in Realtime verfolgen. Sie müssen nur die Kassen und Onlineverkäufe dieser Chemikalie beobachten. Sie brauchen nicht mehr aufwändige und auffällige Befragungen und Bluttests der gesamten Bevölkerung durchzuführen.

So macht man das heute. Das ist ja auch der Grund, weshalb alle Detailhändler Bonussysteme haben und jede Internetseite Cookies anbietet. Damit sie an das Konsumverhalten der Kunden heran kommen. So merkt man bei jedem sofort, zu welcher Menschenart er gehört.

Aus Sicht unserer Menschenrechtsgruppe lässt sich folgendes festhalten: Seit wir uns in Zentralafrika in einem offenen, ideellem Bürgerkrieg mit den selbsternannten Naturschützern befinden, sind unsere Mitgliederzahlen und die Spendengelder explodiert. Wir sind also voll motiviert unseren Kampf für die Rechte der Ureinwohner weiterzuführen und gar weiter zu intensivieren. Wir wissen heute, dass die sogenannten Regenwaldschützer von internationalen Konzernen unterwandert sind, die unter dem Deckmantel von Umweltschutz ihre Minen- und sonstigen Raubbauprojekte realisieren. Und dazu muss man natürlich zuerst die Ureinwohner mit ihren Landrechten entfernen. Wir werden dies verhindern.

Dass wir die Natur vor den Menschen schützen müssen, ist das übergeordnete Ziel jeder Umweltorganisation, insbesondere da, wo noch Urwälder vorhanden sind. Die Korruption indigener Gruppen hat – wie die Geschichte zeigt – dazu geführt, dass unvorstellbar wertvolle Habitate unwiederbringlich zerstört werden. Die sogenannten Menschenrechtsgruppen sind deshalb so mächtig geworden weil sie mit potenten Geldgebern zusammen arbeiten, die sich durch Knüppelverträge mit indigenen Clans Ausbeutungsrechte sichern. Das halten wir für eine Täuschung und einen Betrug an den blauäugigen Unterstützern solcher vermeintlicher Menschenfreunde. Seit der hybride Krieg gegen die Freischärler der Menschenrechtler losgebrochen ist, erhielten wir viel Zulauf an Mitgliedern und Spendengeldern. Wir sind willig und entschlossen, diesen für die Menschheit entscheidenden Kampf zu verstärken und zu gewinnen.

"Der Affe ist tot" lautete die Schlagzeile auf der Front von Newsweek als der Mörder des ersten sprechenden Affen hingerichtet worden war mit einer Giftspritze. Sie werden dieses Heft nicht mehr finden. Die Geschichtshygenisierung funktioniert sehr einfach. Es wird alles getan um die gezielte Vergesslichkeit zu fördern. Wenn man sich heute an etwas erinnern kann ist es deshalb meist schon zu spät.





